

Beihefte

zu den

Jahresberichten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Jahrgang I

No. 1 und 2 (Doppelnummer)

In Kommission bei
Ferdinand Hirt in Breslau
Königsplatz 1

Breslau 1922.

558
37

302554.11 Beiheft. 1-2
II
Jocirich, Breslau 4x0 37
1. - Rm

Inhalts-Verzeichnis.

I. Philosophisch-historische Abteilung.

- Pädagogik und Psychologie.** Von Geh. Regierungsrat Dr. Rudolf Lehmann, Professor an der Universität zu Breslau. S. 1.
- Land und Leute des Regierungsbezirks Bromberg vor 100 Jahren.** Von Dr. Manfred Laubert, Prof. an der Universität zu Breslau. S. 40.

2. Naturwissenschaftliche Abteilung.

- Ueber die Stelzfüßigkeit der Bäume im Gebirge.** Von Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Volz, Professor a. d. Universität zu Breslau. S. 81.
- Moderne Strömungen in der Landwirtschaft.** Von Graf Robert Keyserlingk, Cammerau. S. 91.
- Der Islam — die Religion der Wüste.** Von Dr. phil. et. rer. pol. Willibald Gehel in Breslau. S. 104.

Beiträge und Anfragen für die philosophisch-historische Abteilung sind zu richten an Professor Dr. Rudolf Lehmann, Geh. Regierungsrat, Breslau 18, Kurfürstenstr. 18,

für die naturwissenschaftliche Abteilung an Professor Dr. Wilhelm Volz, Geheimer Regierungsrat, Breslau, Geographisches Institut, Martinistr. 9.

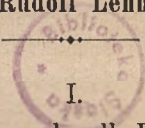


4208

11/

Pädagogik und Psychologie.

Von Rudolf Lehmann.



I.

Mehr als viele andere zweckvolle Betätigungen des Menschen bedarf die Erziehung einer gewissen Beweglichkeit und Elastizität. Die Fülle des Lebens, der sich der Erzieher, der Lehrer gegenüber gestellt findet, die wechselnde Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und Ansprüche, denen er gerecht werden soll, fordern eine Anpassungsfähigkeit, eine Vielseitigkeit des Urteils und Handelns, die nur dem lebendigen und beweglichen Gefühl, dem unmittelbaren erzieherischen Takt entspringen kann und jeder straff gezogenen Richtschnur, jeder einengenden Regel widerstrebt. Im Unterricht aber kommt zu der Vielgestaltigkeit jugendlichen Lebens noch die Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Gegenstände hinzu; hier also ist im doppelten Sinne Anpassung von nöten, sowohl an die mehr oder weniger spröde Eigenart der Lehrstoffe wie an die individuell verschiedene Aufnahmefähigkeit der Schüler.

Auf der anderen Seite ist nun freilich für ein jedes Bildungsverfahren Stetigkeit und Folge ein unbedingtes Gebot. Gerade die Mannigfaltigkeit der gegebenen Lagen und Bedürfnisse, die Buntheit der andrängenden Unterrichtsstoffe machen es notwendig, die Tätigkeit des Lehrers und Erziehers an einheitliche und folgerichtig festgehaltene Grundsätze zu binden, ohne die sie verflattern und unwirksam bleiben müssen. Von hier aus gesehen ist gefühlsmäßige Einstellung und natürlicher Instinkt keine hinreichende Bürgschaft für den pädagogischen

Erfolg, es bedarf vielmehr eines in sich zusammenhängenden, aus vernünftigen Prinzipien hervorgehenden Verfahrens. So erklärt es sich, daß überall wo sich ein ernsthaftes oder gar wissenschaftliches Interesse auf die erzieherische Tätigkeit richtet, die Methoden derselben den größten Teil des Nachdenkens in Anspruch nehmen.

Der Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts, wie er der vernunftmässigen Einsicht auf allen Lebensgebieten die Führung zuwies, hat auch für die Pädagogik den Idealbegriff einer Methode aufgerichtet, die, beruhend auf der Vernunft oder der Natur — beides fiel ja für ihn zusammen —, den Weg der Erziehung ein für alle Mal vorzeichnen und daher in jedem Sinne allgemeingültig und untrüglich sein müsse wie diese Mächte selber. Und fast selbstverständlich ist es, daß das Streben nach einer solchen Methode zuerst und am entschiedensten auf dem Gebiete des Unterrichts hervortrat, wo die Einwirkung auf die Vernunft der Zöglinge unbestritten im Mittelpunkt steht. Die Verwandtschaft dieser Bestrebungen mit den Tendenzen der neueren rational und mechanisch bestimmten Naturwissenschaft tritt von Anfang an hervor. Der erste bewußte pädagogische Methodiker, Ratke, zeigt uns die Pädagogik in einem embryonalen Zustande, der deutliche Parallelen zur Astronomie oder auch zur Chemie aufweist, wie sie sich aus Astrologie und Alchymie allmählich zu wirklichen Wissenschaften entwickeln. Die didaktische Methode wird mit einem gewissen mystischen Schleier umkleidet, sie wird als persönliches Eigentum dessen betrachtet, der sie erfunden hat; sie wird von diesem geheim gehalten und für Geld verkauft wie die Kunst des Goldmachens. Diese Geheimtuerei fällt bei dem großen Wegweiser der Folgezeit Amos Comenius weg. Aber auch er sucht die Kunst, alle alles zu lehren, er glaubt sie gefunden zu haben, er leitet sie aus einem Gemisch modern wissenschaftlicher Naturanschauungen und überlieferter scholastischer und mystischer Ideen ab. — Anderthalb Jahrhunderte später, als der Rationalismus aus dem Halbdunkel seiner Morgenzeit längst zu voller Klarheit herausgewachsen war, setzte Pestalozzi alle Kraft seines ringenden Geistes daran, aus den gefühlsmässigen erzieherischen Antrieben, die ihn erfüllten, zu der wissenschaftlichen Feststellung der „Elementarmethode“ zu gelangen. Auch ihm war diese seine Methode ganz im Sinne

des Comenius die naturgemässe und daher allgemein gültige. Ihre Schöpfung sah er als sein eigentliches Lebenswerk an. Er gelangte dabei, trotzdem Gedankenschärfe nicht eben seine Hauptgabe war, doch zu einem klaren Bewußtsein von den Voraussetzungen und Folgen einer solchen Bewertung der Methode. Sie mußte dem notwendigen und lückenlosen Gang der Natur in der Seele des Kindes ebenso lückenlos entsprechen, und sie weist daher die gleiche eindeutige Notwendigkeit der Richtung auf wie diesen selbst. Nachdem sie einmal festgelegt ist, wirkt sie mit gleicher Sicherheit und Unfehlbarkeit wie das Verfahren einer auf Naturwissenschaft begründeten Technik. Dies ist es, was Pestalozzi meint, wenn er den bedenklichen Ausdruck „*mécaniser la nature*“ übernimmt. Folgerichtig ist es auch, daß ihm die Bedeutung der Erzieherpersönlichkeit hinter der Kraft der Methode grundsätzlich zurücktritt: was er begründen will, ist eine Methode, deren Resultate „durch die Natur ihrer Formen und nicht durch die Kunst des sie leitenden Mannes hervorquellen müssen.“ Ebenso fern liegt seiner Theorie die Rücksicht auf die individuellen Verschiedenheiten der Zöglinge. Seine psychologische Methode läßt keinen Raum für Abwandlungen, die aus solchen Rücksichten hervorgegangen wären. Der Richtung des 18. Jahrhunderts folgend, haftet sein Blick ausschließlich auf den Uebereinstimmungen der Menschennatur, und hieraus entspringt eine Allgemeingültigkeit des Verfahrens, die ihm die Sicherheit des Erfolges verbürgt. Dem Geiste des Rationalismus entspricht es auch, wenn Pestalozzi den natürlichen Entwicklungsgang der jugendlichen Seele auf spekulativem Wege feststellen zu können glaubt und dabei tatsächlich der Kantischen Transzendentalphilosophie näher kommt als einer psychologischen Einsicht in das Werden des individuellen Bewußtseins. —

Unter Pestalozzis Einfluß entwickelte Herbart seinen Begriff einer wissenschaftlichen Pädagogik. Auch für ihn handelt es sich um die Feststellung des allgemeingültigen, weil widerspruchslos vernünftigen Verfahrens. Die Grenzen, die Pestalozzi seiner Elementarmethode gesteckt hatte, erweitert er, um das Ganze der Erziehung und des Unterrichts mit einem kunstvollen und umfassenden Netz von Begriffen zu überspannen. Diese Begriffe wollte er aus dem Zweck der Erziehung, mithin aus einem ethischen Prinzip ableiten; für die Gestaltung des

Systems freilich waren besonders in der Unterrichtslehre logisch formale Gesichtspunkte und Gedankengänge zum mindesten ebenso maßgebend.¹⁾ Dabei ist seinem reicheren und umfassenderen Geiste der Gedanke einer schematischen Anwendung der Methode fremd. Er war sich der Bedeutung der Erzieherpersönlichkeit für die erzieherische Wirkung durchaus bewußt, aber er geriet damit genau genommen in einen Widerspruch. Denn die Eindeutigkeit der Begriffe, aus denen er die Methodenlehre aufbaute, läßt für eine persönliche Verschiedenheit des Verfahrens keinen Spielraum. So haben sich denn auch seine Nachfolger, soweit sie wenigstens seine Lehre im strengen Sinne zu vertreten beanspruchten, mit Entschlossenheit an die unpersönliche Seite gehalten; sie bildeten seine Systematik ins Einzelne und Praktische hinein weiter und verliehen seinen Ideen und Gesichtspunkten eine starre Festigkeit, bis die ganze Methodenlehre ein Schema ergab, das auf jeden Lehrstoff und jede Schüलगemeinschaft anwendbar erschien, und von dessen Durchführung der Erfolg der Lehrertätigkeit allein abhängig sein sollte. So wird die Methode des erziehenden Unterrichts wiederum zu der Kunst, alle alles zu lehren, und wieder erscheint sie lösgelöst von der Persönlichkeit des Erziehers wie von der Individualität des Zöglings.

Diese schematische Wendung, wie sie, durch die Verwaltungsbehörden gefördert, in großen Teilen des deutschen Schulwesens sich durchsetzte, wurde auf die Dauer zu einem lastenden Druck für die Praxis des Unterrichts. Aber sie hemmte auch die Weiterentwicklung des theoretischen Denkens, so daß die Herbart'sche Schule Jahrzehnte lang den Anspruch erheben konnte, die wissenschaftliche Pädagogik als solche allein zu vertreten. Daher mußte es als eine befreiende Aussicht erscheinen, als gegen Ende des letzten Jahrhunderts die in rüstigen Fortschritten begriffene psychologische Wissenschaft mit der Verheißung hervortrat, sie und sie allein sei im Stande, der Erziehung und besonders dem Unterricht die technische Sicherheit zu verleihen, die man solange entbehrt und gesucht hatte. Auch sie erstrebt die Begründung der naturgemässen

¹⁾ Nicht psychologische, wie die überlieferte Auffassung ungenau annimmt, wenigstens sicherlich nicht für die erste und geschichtlich bedeutsamste Darstellung des Systems in der „Allgemeinen Pädagogik“, wo die psychologische Grundlegung vielmehr ausdrücklich abgelehnt wird.

und daher allgemein gültigen Methode, aber sie weist einen neuen Weg zu dem alten Ziele: nicht mehr aus spekulativen Quellen, aber ebenso wenig aus dem objektiven Charakter der Unterrichtsgebiete und Gegenstände, sondern allein aus der subjektiven psychischen Natur des Zöglings unternimmt sie diese Methode abzuleiten.

Dieser Anspruch ist nun aus der ganz bestimmten Auffassung vom Wesen der psychologischen Wissenschaft zu verstehen, die der neueren Forschung Richtung und Charakter gegeben hat. Die Psychologie der letzten beiden Menschenalter hat sich in ihren Fragestellungen wie in ihren Arbeitsmethoden nach dem Vorbilde der exakten Naturwissenschaft gestaltet. Wie diese die allgemeingültigen Gesetze des Naturgeschehens, so will sie die Gesetze des Bewußtseins erkennen, und die exakte, wennmöglich mathematisch formulierte Feststellung solcher Gesetze war ihr, wenigstens ursprünglich, das ideale Ziel. Wie jener, so gilt auch ihr ein Vorgang als zureichend erklärt, wenn es gelungen ist, ihn auf ein solches Gesetz oder das Zusammenwirken mehrerer zurückzuführen. Sie betrachtet das Seelenleben in seiner Gesamtheit als einen mechanischen Prozeß, dessen Verlauf durch das Zusammentreffen und das Aufeinanderwirken hypothetisch angenommener einfachster Bestandteile bestimmt wird, ganz wie die mechanische Physik die Vorgänge der äußeren Natur behandelt. Daher sieht auch sie das Experiment und, soweit es möglich ist, die Berechnung als Hauptmittel ihrer Forschung an. Ist so die Analogie des Verfahrens in beiden Wissenschaften eine vollkommene, so wird man folgerichtig auch den Erkenntnissen, zu denen sie gelangen, die entsprechende praktische Bedeutung zuzuschreiben haben. Die theoretische Einsicht in die Kräfteverhältnisse der Natur und in die Eigenschaften und Zusammensetzungen der Stoffe eröffnet zugleich den Weg zu Methoden, welche ihre praktische Beherrschung und damit eine wissenschaftlich begründete Produktionstechnik ermöglichen. Ganz im gleichen Sinne erwartet man von der exakt verfahrenenden Psychologie die Begründung einer „Psychotechnik“, die regelnd und gestaltend auf alle Gebiete des menschlichen Geisteslebens einwirken soll.¹⁾ Recht und Sitte, soziale und politische Ent-

¹⁾ Das Wort ist durch H. Münsterbergs Buch „Grundzüge der Psychotechnik“ (Leipzig 1914) in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch eingeführt.

wicklung sollen diesem regelnden Einfluß unterworfen werden, es eröffnet sich die Aussicht, das gesamte Menschenleben nach wissenschaftlich sichern Methoden zweckvoll zu gestalten. Dabei wäre dann die Erziehung das erste und grundlegende Anwendungsgebiet dieses zugleich exakten und praktisch gewendeten psychologischen Verfahrens. Auch ist sie in der Tat das einzige, auf dem bisher die Lösung der Aufgabe in einem weiteren Umfange unternommen ist.

Die psychologische Pädagogik geht darauf aus, das Erziehungsverfahren und besonders die Methoden des Unterrichts auf einen Zusammenhang exakt gewonnener und deshalb allgemeingültiger psychologischer Einsichten zu begründen. Das ideale Ziel ist, diesen Methoden die gleiche Sicherheit zu verleihen, wie sie etwa die Industrie aus der Chemie und Physik gewinnt. Die Vorteile, die solche Neubegründung mit sich bringen muß, liegen auf der Hand. Dem bloß erfahrungsmäßigen, auf Beobachtung und Gefühl begründeten Erziehungsverfahren gegenüber, verbürgt die exakte Erkenntnis nicht bloß eine Festigkeit der Grundlagen und eine Sicherheit des Verfahrens, die auf andere Weise nicht zu erreichen ist, sondern sie vereinfacht und erleichtert die Methoden des Unterrichts und verhütet hierdurch einen übermäßigen Kräfteaufwand, so wie etwa die neuere Baukunst durch die Statik in den Stand versetzt ist, ihre Mittel zu vereinfachen und ihr Material beträchtlich sparsamer zu verwenden, als das früher möglich war. Diese Vereinfachung und Oekonomisierung der Kräfte würde auf pädagogischem Gebiete nicht nur dem Einzelnen — Schüler wie Lehrer — zu Gute kommen, sondern sie erlaubt es auch, die Bildungsziele weiter zu stecken als früher, weiter besonders in sozialer Hinsicht, in Bezug auf Verbreitung des Wissens und Könnens. Indem Pestalozzis wenig tragfähige Elementarmethode, Herbarts zweifelhafte und allzu abstrakte Konstruktion durch die psychologisch begründete Didaktik ersetzt wird, scheint nun erst die Möglichkeit einer allgemeinen Volksbildung

Dieses Werk hat die darin ausgesprochene Tendenz, wenn auch mit gewissen vorsichtigen Einschränkungen, zum grundsätzlichen Ausdruck gebracht und ihre Durchführung in allgemeinen Zügen entworfen. Im gegenwärtigen Deutschland ist William Stern der führende Vertreter des Psychotechnischen Gedankens, besonders in der Pädagogik. Eine Art Programmschrift nach dieser Richtung ist sein kleines Buch: „Die Jugendherde als Kulturförderung“. Leipzig 1916.

tatsächlich in greifbare Nähe gerückt. Auf der anderen Seite kann man freilich nicht übersehen, daß, je entschiedener Erziehung und Unterricht den Charakter gesicherter Technik annehmen, je mehr sie durch das exakte Verfahren im Ganzen und im Einzelnen festgelegt werden, desto weniger Raum für die Entfaltung der erzieherischen Persönlichkeit übrig bleibt: eine solche wird überflüssig, ja bedenklich. Der geregelte Gang der Methode kann durch die Neigung, ihre Vorschriften zu überspringen oder durch gefühlsmäßige und individuelle Eingebungen zu ersetzen, nur geschädigt werden. Wir haben schon gesehen, daß Pestalozzi eben in der vollkommenen Bindung einen Vorzug seiner Methode sah, — ohne Zweifel mit Recht, soweit er den Durchschnitt der berufsmässigen Lehrer im Auge hatte, die der gebundenen Marschroute bedürfen. Die starken und ursprünglichen Erzieher freilich werden in dieser Einengung zumeist eine Beeinträchtigung ihres persönlichen Könnens und Wollens und eine Herabsetzung ihres Ideals erzieherischer Kunst empfinden. Beide Standpunkte lassen sich rechtfertigen, darüber aber sollte man sich klar sein, daß hier ein Gegensatz besteht, der nicht ohne weiteres ausgeglichen werden kann. Es ist ein seltsamer Widerspruch, der uns heute nicht selten entgegentritt, wenn dieselben Pädagogen zugleich von der Ausbildung der psychologischen Methode und von der freien Entfaltung der Lehrerpersönlichkeit das Heil für die Schule erhoffen.

Wo nun aber auch der Ausgleich gesucht werden möge, die erste und entscheidende Frage ist jedenfalls die, ob die Mittel, welche der Pädagogik aus der naturwissenschaftlichen Psychologie erwachsen, ihrem Wesen nach zulänglich sind, um das angestrebte Ziel zu erreichen, also eine umfassende und allgemeingültige Technik der Jugendbildung zu begründen. Hierüber können nun freilich die bisher erreichten Ergebnisse, die, an dem Idealziel gemessen, ziemlich geringfügig sind, keinen endgültigen Aufschluß geben, entscheiden kann vielmehr nur die prinzipielle Tragweite der Forschungsmethoden. Wir werden ihr eine Betrachtung widmen müssen.

Von aussengesehen ist das erste Merkmal der psychologischen Pädagogik bereits hervorgehoben: sie setzt das Experiment im Sinne der exakten Wissenschaft an die Stelle der bloßen Beobachtung oder der zufälligen Erfahrung. Nicht willkürlich

trägt die umfassendste Darstellung, die dieser Forschung und ihren Ergebnissen gewidmet ist, E. Meumann's dreibändiges Werk, den Titel: Experimentelle Pädagogik, der denn auch wenigstens eine Zeit lang der übliche Ausdruck für die neue Wissenschaft geblieben ist. Nun bezeichnet das Wort „Experiment“ in seiner allgemeinen Bedeutung bekanntlich jeden Versuch, zu praktischen oder theoretischen Belehrungszwecken einen Vorgang absichtlich hervorzurufen, statt zu warten bis die Erfahrung ihn in ihrem zufälligen Verlauf an dem Beobachter vorüberführt. Von diesem allgemeinen und auf vielen Gebieten üblichen Verfahren aber hebt sich das exakte Experiment dadurch ab, daß es die Faktoren, die für den erwünschten Vorgang die ursächlich bestimmenden sind, aus dem Gesamtkomplex in welchen sie in der Erfahrung erscheinen, herauslöst und dann miteinander verbindet, sodaß das Kausalverhältnis rein und klar, daher zumeist auch quantitativ bestimmbar hervortreten kann. Es ist der mechanischen Naturwissenschaft gelungen, die meisten typischen Erscheinungen ihrer Gebiete auf die Wirkung einfacher, eindeutig gerichteter und von einander zu sondernder Bewegungsvorgänge zurückzuführen. Indem sie die Auswirkung und das Zusammentreffen solcher Kräfte künstlich und in beabsichtigtem Maße herbeizuführen und zu variieren vermag, schließt sie zugleich alle diejenigen Einwirkungen aus, welche die Reinheit eines zu beobachtenden Kausalzusammenhangs durch eine unbeabsichtigte Einwirkung trüben oder stören würde. Auf der Möglichkeit solcher Isolierung also beruht ein für allemal der Erkenntniswert des Experiments im strengen Sinne des Worts.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht auf dem psychologischen Gebiet? Der Gedanke, die psychischen Vorgänge dem experimentellen Verfahren zu unterwerfen, entspringt einer Uebertragung aus der physiologischen Wissenschaft, speziell der Physiologie des Nervensystems und der Sinnesorgane. Hier, wo es sich um Erscheinungen handelt, deren wesentlich mechanische Natur nachweisbar ist, hat die experimentelle Methode unzweifelhaft zu entscheidenden Erfolgen geführt, die Isolierung der einzelnen Vorgänge in den Nerven, im Gesichts- und Gehörsapparat ist vollkommen gelungen, und die exakte Bestimmung grundlegender Erscheinungen ist vielfach erreicht. So weit nun aus der Gesamtheit des Seelenlebens bestimmte Funktionen

einzelnen hervortreten, die in unzweifelhaft deutlichem Zusammenhang mit entsprechenden physiologischen Vorgängen stehen und ohne diese nicht denkbar sind, wird durch das physiologische Experiment vielfach auch dieser Zusammenhang erhellt und hierdurch auch das psychische Geschehen exakt erkennbaren Bestimmungen unterworfen. Das ist, wie eben angedeutet, besonders in der Lehre von den Sinnesempfindungen der Fall, und darüber hinaus wird man sagen können, daß das gesamte Gebiet der psycho-physischen Zusammenhänge der experimentellen Methode zugänglich ist und ihr seine heutige Gestalt zum wesentlichen Teile verdankt. Sobald nun aber die Untersuchung diesen Boden verläßt, um sich dem inneren Verlaufe der Bewußtseinsvorgänge zuzuwenden, ändern sich die Bedingungen der Forschungsarbeit durchaus. Die Funktionen des Seelenlebens treten nicht mehr einzeln in die Erscheinung, sie können vielmehr nur durch Abstraktion aus der Einheit des Bewußtseins losgelöst werden, die uns unmittelbar im Erlebnis und nur hier gegeben ist. Wir vermögen zwar an solchem Erlebnis verschiedene Seiten, bestimmte Teilinhalte und Vorgänge zu unterscheiden, die wir nach ihrer Verwandtschaft gruppenweise zusammenfassen, aber wir besitzen durchaus nicht die Möglichkeit, sie einzeln zu erleben oder im Bewußtsein zu finden. Wir scheiden zwar zwischen Gefühl und Empfindung, aber wir kennen Gefühle nur, soweit sie an Empfindungen geknüpft sind. Wir kennen Gefühl und Willen, aber wir erleben keines von beiden ohne das andere. Wir können die Vorgänge der Aufmerksamkeit oder der Vorstellungsreproduktion begrifflich und sprachlich verselbständigen, aber einen Akt der Aufmerksamkeit ohne gefühlsmäßiges Interesse, vermögen wir uns nicht einmal vorzustellen, und wir wissen sehr wohl, daß der größte und wichtigste Teil aller Vorstellungsreihen vom Willensleben her seine Richtung empfängt. Auch der Vorstellungsverlauf also ist nur in abstracto vom Gefühls- und Willensleben losgelöst zu denken, aber nicht in dieser Lösung zu erleben oder darzustellen. Die einzelnen Gefühle und Willensregungen aber sind nicht Elemente des Gefühls und Willenslebens, sondern Aeußerungen desselben oder genauer: Aeußerungen der Einheit, die ihm zu Grunde liegt. Sind ja doch wenigstens die Gefühle von der naturwissenschaftlichen Psychologie selber als solche Aeußerungen, als Reaktionen

des Gesamtbewußtseins auf Empfindungsreize anerkannt. Noch deutlicher aber ist, daß eine Aktivität im Seelenleben immer nur gefaßt werden kann, als eine Aeußerung der inneren Einheit, als ein teleologisch bestimmtes Zusammenwirken der inneren Kräfte, nicht aber als ein zwischen einzelnen Elementen des Bewußtseins verlaufender mechanischer Vorgang. Physiologisch lassen sich motorische Leitungsbahnen und Erregungsverläufe von den sensorischen unterscheiden und auf bestimmte Teilvorgänge im Gehirn zurückzuführen. Psychologisch ist eine entsprechende Isolierung der Willenserscheinungen, eine Loslösung aus dem Gesamtbewußtsein weder durchzuführen noch fruchtbar.

Wenn dem so ist, so ergibt sich, daß dem Experiment auf dem eigentlich psychologischen Gebiete die Grundbedingung fehlt, auf der das exakte Verfahren der Naturwissenschaft beruht. Zwar lassen sich immerhin in dem Bereiche des Vorstellungslebens noch eine Anzahl einfacher Vorgänge nach der Analogie mechanisch physiologischer Prozesse verstehen: der Gedächtnisablauf, die passive Aufmerksamkeit und einiges andere, und hier ist denn auch eine annähernde Isolierung erreichbar. Allein diese Möglichkeit nimmt immer mehr ab, je weiter uns der systematische Gang der Forschung in die höheren und verwickelteren Erscheinungen des Denkens hineinführt, und ganz und gar versagt sich das Willens- und Gefühlsleben dem exakten Verfahren. Versuche freilich in jenem allgemeinen Sinn einer absichtlich hervorgerufenen Erfahrung, lassen sich auch hier anstellen, aber es fehlen ihnen notwendigerweise die Kennzeichen des exakten Experiments und damit die Beweiskraft, die dieses auf naturwissenschaftlichem Gebiete besitzt. Denn hier ist schon das einzelne Experiment, wenn es einwandfrei durchgeführt wird, schlechthin beweisend; es bedarf der Wiederholung nur, um nachzuprüfen, ob keine Fehler begangen sind, nicht aber weil seine Beweiskraft an sich zweifelhaft sein könnte. Je weniger aber die Isolierung durchführbar ist, desto mehr muß mit der Möglichkeit störender Einflüsse und unentdeckter „Fehlerquellen“ gerechnet werden, und dies hat zur Folge, daß die Beweiskraft des einzelnen Falles äußerst gering ist. Freilich wächst sie mit der steigenden Anzahl angestellter Versuche: ist diese Anzahl groß, so ermöglicht sie einen Induktionsschluß auf das Gesetz, das in den untersuchten Vor-

gängen zum Ausdruck kommt. Allein es kann nicht ausbleiben, daß mit der Menge der identischen Resultate auch die Zahl der wirklichen oder scheinbaren Abweichungen zunimmt, und was bei dem ganzen Verfahren schließlich erreicht wird, ist zumeist nichts anderes als eine Art von Statistikk der Uebereinstimmungen und Abweichungen. Nun können ja zweifellos auch statistische Gesetze nicht unbeträchtlichen theoretischen Wert haben. Aber je größer das Zahlenmaterial ist, auf das sie sich stützen, desto unsicherer wird offenbar ihre Geltung und Anwendbarkeit im einzelnen Falle. Daher ist es überhaupt ein heikles Unternehmen, ein praktisches Verfahren auf statistische Resultate zu begründen, ganz undenkbar aber ist es, daß eine Technik von annähernd exakter Sicherheit aus solchen Resultaten abgeleitet werden könnte, auch wenn dieselben durch Wahrscheinlichkeitsrechnung in exakte Formen gebracht sind.

Wenden wir diese allgemeine Ueberlegung auf die psychologische Pädagogik an, so sehen wir, daß sie auf diesem besonderen Gebiete durchaus Bestätigung finden. Positive Ergebnisse für das Unterrichtsverfahren sind besonders von der physiologischen und psychophysiologischen Wissenschaft erzielt. Die Ermüdungserscheinungen, die von der älteren Unterrichtslehre ungebührlich übersehen und vernachlässigt wurden, sind durch das Verdienst dieser Forschung des nähern festgestellt und ihrer praktischen Bedeutung nach gewürdigt worden, wenn auch die Versuche systematisch exakter Abschätzungen nicht eben zu sicheren und übereinstimmenden Endurteilen geführt haben. Für die Anschauungsbildung, für die Technik des Lesens, Schreibens, Zeichnens, deren sensorische und motorische Grundlagen dem Experiment unterworfen worden sind, hat mancherlei gewonnen werden können. Auch die Erforschung jener einfachen psychologischen Abläufe, die nach Analogie mechanischer Prozesse verständlich gemacht werden können, ist für den Unterricht auf der elementaren Stufe verwertet worden, besonders die experimentelle Behandlung des mechanischen Gedächtnisses für die Technik des Lernens. Aber für die Entwicklung, der eigentlichen Denktätigkeit ist wenig erreicht, und für die Beeinflussung des Gefühls und Willenslebens hat die psychologische Pädagogik nichts beibringen können, wodurch die Praxis wesentlich bereichert, geschweige

denn in neue Bahnen gelenkt worden wäre. Ja, von diesem letzteren Gebiet aus gesehen, werden sogar manche der oben anerkannten Ergebnisse wenigstens in ihren praktischen Konsequenzen wieder unsicher. Denn auch die einfachsten Vorgänge psychophysischer oder intellektueller Natur werden vielfach vom Gefühl und Willen aus beeinflußt und damit einer berechenbaren Stetigkeit entrückt. Sie werden durch Affekte gefördert oder gehemmt, wie denn schon im Kinde ein früh erweckter Ehrgeiz Lust und Kraft zur Arbeit steigert und auf der andern Seite Schüchternheit oder gar Angst die Tätigkeit hemmen. Jeder weiß aus Erfahrung, daß die Persönlichkeit des Lehrers und sein unmittelbarer Einfluß für das frühere oder spätere Eintreten des Ermüdungsbewußtseins entscheidender ist, als die Eigenart des Unterrichtsfaches, und doch ist es unmöglich jene persönlichen Faktoren und ihre Wirkung irgendwie berechnend festzustellen oder auszuschalten.

Die Einflüsse, die vom Gefühls- und Willensleben ausgehen, entziehen sich, darüber kann man sich kaum einer Täuschung hingeben, nicht bloß dem Experiment, sondern auch einem analytischen und rekonstruierenden Verfahren überhaupt. Daher vermag die Jugendkunde und mit ihr die Pädagogik hier nirgends über die Beobachtung und Beschreibung hinaus zu gelangen, die schon die alte empirische Psychologie vielfach unternommen hat. Die Versuche aber, die dahin zielen, zum Ersatz für das Experiment der Beobachtung und ihren Ergebnissen einen exakten Charakter zu verleihen, haben sich als prinzipiell unzulänglich erwiesen. Dies gilt vor allem von den Fragebogen und Enqueten: man begreift kaum, daß sie jemals als Mittel eines wissenschaftlichen Verfahrens haben gelten können, denn dem Material, das auf diese Weise zusammengebracht wird, geht jede Zuverlässigkeit ab. Wer die Jugend und besonders die Schuljugend kennt, wird nicht versucht sein zu glauben, daß sie in Selbstzeugnissen, die ihr in der Schule abgefordert werden, das was wirklich in ihr vorgeht, mitzuteilen im Stande oder auch nur Willens wäre. Zudem erheben sich gegen die praktische Verwendung des auf diese Weise zusammengebrachten statistischen Materials genau die gleichen Bedenken wie gegen Verwendung die der auf experimentellem Wege erreichten Ergebnisse.

Es zeigt sich somit schon hier: die Methoden der natur-

wissenschaftlichen Psychologie sind nicht im Stande das Ziel zu erreichen, das der rationalistisch eingestellten Pädagogik vorschwebte, sie vermögen nicht eine allgemein gültige Technik des Unterrichts oder gar der gesamten Erziehung zu begründen. Sie gelangen über die elementaren Anfänge des Unterrichts nicht hinaus und selbst hier müssen sie sich bedeutende Einschränkungen gefallen lassen.¹⁾

Nun hat allerdings die psychologische Forschung selber und am entschiedensten die Jugendkunde den Begriff der Allgemeingültigkeit des psychologischen Gesetzes, wie ihn der Rationalismus faßte, wesentlich eingeschränkt, ja geradezu umgewandelt. Wenn der Rationalismus nur die Gleichheit der Veranlagung in der Natur des Menschen und besonders des Kindes im Auge hatte, so hat die neuere Anschauungsweise immer stärker die Verschiedenheit der individuellen Anlagen hervorgehoben, und eben dieser gerecht zu werden, erscheint nun als eine Hauptaufgabe aller bildenden Tätigkeit. Denn die allgemeinen Gesetze der Psychologie kommen im konkreten Falle immer nur in besonderen Modifikationen zur Geltung, alles individuelle Geschehen weicht irgendwie von der allgemeinen Norm ab. Daher tritt der allgemeinen Psychologie notwendigerweise die individualistische gerichtete, die „Psychologie der individuellen Differenzen“ wie W. Stern sie nennt, zur Seite. Die pädagogische Technik kann nur die obersten Regeln ihres Verfahrens der allgemeinen Psychologie oder auch der generellen Jugendkunde entnehmen, aber jede praktische Anwendung hängt von den besonderen Bedingungen individueller Wirkungsmöglichkeiten ab. Die Regeln dieser Anwendung lassen sich nicht schematisch aus den allgemeinen Gesetzen des psychologischen Geschehens ableiten, sie müssen

¹⁾ Ich stimme hier ganz mit Max Frischeisen-Köhler überein, der in einer ebenso scharfsinnigen wie unvoreingenommen abwägenden Schrift „Ueber die Grenzen der experimentellen Methode“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft 1918) zu dem gleichen Urteil gekommen ist. Auch er ist der Ueberzeugung, daß es „allem Protest und allen Voraussetzungen zum Trotz doch nur Mittel des elementaren Unterrichts sein werden, die von der naturwissenschaftlichen Methode Gewinn ziehen können (S. 29) und er gelangt zu dem entscheidenden Satze, „daß die eigentlichen Erziehungsprobleme außerhalb des Forschungsgebietes der experimentellen Pädagogik liegen.“ (ebend.)

vielmehr auf eine selbständige individual psychologische Forschung begründet werden.

Die psychologische Pädagogik hat daher mit der Zeit immer entschiedener eine solche individualpsychologische Richtung genommen, sie legt das Hauptgewicht auf die Begabungslehre und sie versucht darneben den alten Gedanken der Charakterologie mit neuen Mitteln durchzuführen: hieraus hauptsächlich will sie die Grundlagen für das Verfahren der Erziehung und des Unterrichts gewinnen. Wenn man das Verhältnis paradox ausdrücken wollte, so könnte man sagen: die Allgemeingültigkeit der Methode, welche die psychologische Pädagogik anstrebt, beruht eben darauf, daß es keine allgemeingültige Methode geben kann. Nur die besonderen individuellen Abwandlungen allgemeiner psychologischer Gesetze können für das praktische Verfahren des Lehrers und Erziehers in Betracht kommen. Dieser Gedanke ist an sich unzweifelhaft berechtigt und er könnte zu einem wichtigen Korrektiv für die gesamte Richtung werden, die in der Pädagogik auf allgemeingültige Methoden ausgeht. Wenn nur nicht hier und gerade hier die Unmöglichkeit, einer wirklichen Analyse der Persönlichkeit besonders deutlich hervorträte und jedes exakt naturwissenschaftlichen Verfahrens spottete. Was durch Beobachtung und Versuche für die Erkenntnis des Individuums gewonnen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Lebensäußerungen, die im günstigen Falle auf entsprechende einzelne Veranlagungen und Eigenschaften zu schließen erlauben; das innere Gesetz, das den Gesamtmenschen gestaltet, die Einheit die sein Wesen ist und in seinem Lebenszusammenhange charakteristisch hervortritt, ist durch keine isolierende Methode zu erreichen. Daher ist ein Verfahren, das durch eine möglichst umfangreiche und schematisch geordnete Aufzählung einzelner Merkmale und Eigenschaften diese Einheit zu erschöpfen sucht, notwendigerweise zur Unfruchtbarkeit verurteilt, und die moderne Begabungslehre befindet sich mit diesem Streben auf einem Irrweg. Statt von vornherein den Blick des Erziehers auf die herrschenden Züge eines Charakters und den Zusammenhang, in dem sie erscheinen, zu richten, entwirft sie Personalbogen und „Psychogramme“, die bis in die Hunderte gehende Einzelfragen und Angaben über das Verhalten des Kindes enthalten. Woher dem Erzieher die Möglichkeit kommen soll,

sie zu beantworten, ist zum großen Teil unerfindlich; es würde das jedenfalls eine so umfassende und fortwährende Beobachtung voraussetzen wie sie mit einiger Gewähr für die Sicherheit seiner Angaben nur der leisten könnte, dessen Tätigkeit sich auf einen einzigen Jugendlichen oder doch eine ganz kleine Gruppe beschränken würde. Aber auch abgesehen hiervon kommen wir auf diesem Wege nur zu einer Menge einzelner Beobachtungen, die unvermittelt nebeneinander stehen, und einen Lebenszusammenhang nicht verraten. Denn schematische Ordnung ist keine lebendige Einheit, noch vermag sie eine solche zu ersetzen, und wenn sie noch so methodisch erdacht ist. Daher können die Angaben des Psychogramms dem Bildungsverfahren wohl einen oder den anderen nützlichen Wink geben, aber zusammengenommen vermögen sie ihm ebenso wenig eine einheitliche Richtung vorzuschreiben wie sie selber das Individuum in seiner Einheit darstellen. Die Persönlichkeit als ein ganzes zu erfassen, hat die analysierende Wissenschaft noch stets der Intuition des Historikers, des Künstlers oder des Erziehers überlassen müssen; daher wird auch die Menschenbildung sich in dieser entscheidenden Hinsicht stets auf das persönliche Einfüllungsvermögen und den unmittelbaren Blick des Erziehers hingewiesen sehen.

Ein kurzer Ausblick auf eine besondere Art der praktischen Anwendung, der sich die Individualforschung in jüngster Zeit mit Eifer zugewendet hat, zeigt die entscheidenden Schranken, die ihr gezogen sind, besonders anschaulich. Ich meine die Eignungsprüfungen, die in den letzten Jahren schon nicht mehr bloß theoretisch befürwortet, sondern auch, und wie man vielfach annimmt, mit entscheidenden Erfolgen, in die Praxis der Schule und der Berufsausbildung eingeführt worden sind. Diese Erfolge sind erzielt worden einmal auf technisch-mechanischem Gebiete bei der Prüfung von Industriearbeitern auf die Fähigkeit hin, bestimmte mechanische Vorrichtungen mit mehr oder weniger natürlichem Geschick zu vollziehen (Tailor System), sodann auch für einige verwickeltere Berufstätigkeiten, wie die der verschiedenen Arten von Fahrern. Bei den ersteren kommt es nun offenbar im wesentlichen auf eine physiologische Veranlagung an, und auch bei den letzteren sind es in der Hauptsache Temperamenteigenschaften, die zur Probe stehen, Eigenschaften, deren unmittelbarer Zusammenhang mit den Funktionen

des Nervensystems von vorneherein ins Auge springt, wie Schärfe und Schnelligkeit der Wahrnehmung, Reaktionsfähigkeit usw. Auch hier bewegt sich also das Prüfungsverfahren in der Hauptsache auf psycho-physiologischem Gebiet; die Versuche aber, dasselbe auf die psychischen Funktionen und Anlagen im engeren Sinne auszudehnen, sind erfolglos geblieben und werden es bleiben müssen. Denn das Prüfungsverfahren beruht ganz und gar auf dem Prinzip, die Individualität als eine Summe von einzelnen Anlagen und Kräften zu behandeln, und diese letzteren in Bezug auf die Ansprüche und Bedürfnisse der verschiedenen Berufstätigkeiten abzuschätzen. Nun aber kann jede hiermit festgestellte Kraft möglicher Weise in ihrem Wert und ihrer Wirkung durch eine Schwäche aufgehoben werden, die in der Prüfung nicht festzustellen ist, besonders jeder intellektuelle Vorzug durch moralische Mängel; wenn der Kraftwagenführer ein Trinker ist, so geben alle Beweise von Geistesgegenwart und Konzentrationsfähigkeit im nüchtern Zustande keine Gewähr für seine tatsächlichen Leistungen. Nur der Ausfall entscheidender Eigenschaften kann durch die Prüfung mit einiger Sicherheit festgestellt werden, obgleich man freilich auch hier nicht überall wissen kann, wie weit Willenskraft und gesteigerte Uebung fehlende Anlagen zu ersetzen vermögen. Immerhin, einen negativen Wert, die Bedeutung eines Sichtungsverfahrens wird man der Berufsbegabungsprüfung zugestehen; darüber hinaus aber wird eine Methode nicht führen, die an die seelische Struktur der Gesamtpersönlichkeit nicht zu rühren vermag und der sich damit die Eigenschaften des Willens- und Gemütsleben sein für alle Mal entziehen. Also auch hier scheitert die Idee der Psychotechnik, weil die naturwissenschaftliche Psychologie, auf der sie aufzubauen unternimmt, ihr keine ausreichende und tragfähige Grundlage darzubieten vermag.

Noch von einer anderen Seite her zeigt sich die Undurchführbarkeit eines Erziehungsverfahrens, das auf psychotechnischer Grundlage beruht. Jede Erziehung entfaltet sich in einer Doppelreihe seelischer Vorgänge; im Bewußtsein des Erziehers bilden sich die Zusammenhänge von Zwecken und Mitteln aus, die seinen Willen und damit sein Verfahren bestimmen; durch dieses letztere aber wird das Seelenleben des Zöglings beeinflusst, und die Erscheinungen, die hier hervortreten, wirken dann wieder auf die Einstellung im Bewußtsein des Erziehers zu-

rück. Der Erziehungsprozeß wird also nicht allein durch die seelische Beschaffenheit des Schülers, sondern zugleich durch die des Lehrers bestimmt. Will man ihn psychotechnisch vorzeichnen, so muß man ihn im Ganzen und Einzelnen als Komponente aus beiden nicht nur verstehen, sondern auch exakt festlegen. Der Jugendkunde muß mithin eine methodisch entsprechende Psychologie des Erziehers zur Seite treten, wie das in der Tat auch wiederholt von fachmännischer Seite gefordert worden ist. Man würde also zunächst wieder zu Experimenten und Fragebogen greifen müssen, diesmal um die Dispositionen des Lehrers festzustellen. Sollen dann aber die mehr oder weniger fragwürdigen Ergebnisse dieser Unternehmung praktische Verwertung finden, so könnte diese nur darin bestehen, daß nicht bloß die Aufgaben oder Unterrichtsfächer, sondern auch die Schüler selbst nach der Uebereinstimmung der individuellen Anlagen den ihnen seelenverwandten Lehrern zugewiesen würden. Die Tendenz der Psychotechnik wäre dann freilich bis aufs letzte durchgeführt. Der Schüler würde nur in einer seiner Eigenart entsprechenden Methode, in ihm gemässen Lehrstoffen und von geistesverwandten Lehrern unterrichtet. Wo aber das letztere nicht erreichbar ist, müßte durch eine Art von Kombinationsrechnung das Verfahren bestimmt werden, welches beim Zusammentreffen verschiedener Individualitäten bei Lehrern und Schülern in den verschiedenen möglichen Fällen Platz zu greifen hat. Allein dieses letztere ist offenbar schlechthin unmöglich, und das erstere, denke ich, wäre nicht einmal wünschenswert. Denn Erziehung soll zwar den jungen Menschen in seiner Eigenart befestigen, so weit dieselbe wertvoll ist, aber sie würde diese Aufgabe sehr unzureichend lösen, wenn sie ihn nicht auch befähigen wollte, sich mit Menschen und Dingen abzufinden, die jenseits der Grenzen seiner Eigenart liegen, auch von ihnen Gewinn zu ziehen oder wenigstens in der Selbstbehauptung seine Kräfte zu stärken. Glücklicherweise ist, wenigstens für jede öffentliche Erziehung, eine so einseitig individuelle Einstellung ebenso wie eine Technik, die sie begründen oder ersetzen könnte, von vornherein praktisch unmöglich.

II.

Wenn man das Verhältnis der Pädagogik zur Psychologie in seinem ganzen Umfang übersehen will, so muß man sich erinnern, daß die naturwissenschaftliche Richtung, die wir bisher allein ins Auge gefaßt haben, zwar die psychologische Forschung der Gegenwart beherrscht, aber keineswegs die einzig denkbare oder einzig fruchtbare in der wissenschaftlichen Betrachtung des Seelenlebens ist, daß vielmehr daneben andere prinzipiell verschiedene Betrachtungsweisen möglich, ja, notwendig sind. Zunächst: wäre bei der Entstehung und Entwicklung der naturwissenschaftlichen Psychologie nicht der Einfluß der physiologischen Wissenschaft entscheidend gewesen, so würde man es kaum verstehen, daß sie ihrem Verfahren und ihrer Erklärungsweise mechanische und nicht vielmehr biologische Prinzipien zu Grunde gelegt hat. Denn an sich liegt es näher, das Seelenleben des Menschen nach Analogien seines körperlichen Lebens zu erklären, als nach denen der unbelebten Natur, mithin hinter dem, was man Bewußtseinstätigkeit nennt, organische Funktionen statt mechanischer Abläufe zu suchen. Das Bewußtsein würde dann nicht als ein zerlegbarer Mechanismus, sondern als ein Organismus erscheinen, der wie alle organischen Lebewesen nach allgemeinen sowohl wie nach individuellen Gestaltungsgesetzen eine stetige Entwicklung durchläuft und dessen Lebensäußerungen einerseits durch seine besondere Art, auf äußere Eindrücke zu reagieren, anderseits durch den jedesmaligen Stand seiner Entwicklung bestimmt werden. In der Tat hat ja eine solche Anschauungsweise, wenn auch nicht zur wissenschaftlichen Methode ausgestaltet, die Pädagogik eine bedeutsame Epoche hindurch beherrscht: man darf sagen, daß alle Fortschritte, die das erzieherische Denken von Rousseau bis auf Fröbel gemacht hat, ihr zu danken sind. Wenn die neuere Psychologie und die von ihr beeinflusste Erziehungswissenschaft sich gleichwohl von der organischen Auffassung zu der mechanischen zurückgewandt hat, so haben wir darin zunächst, wie schon angedeutet, den Einfluß der Nerven- und Gehirnphysiologie zu erkennen, die, weil sie auf mechanischem Wege zu isolieren versteht, durch die experimentelle Methode entscheidend gefördert worden ist. Darüber hinaus aber erblicken wir in dieser Wendung allgemein die Rückkehr zu dem Ideal einer ausschließlich rationalen

Erkenntnis, das in der organischen Naturbetrachtung niemals einen gleich vollkommenen Ausdruck findet wie in der mechanischen Naturwissenschaft. Denn diese letztere will an dem Komplex der Erscheinungen, die sie untersucht, nur die Relationen in Raum, Zeit und Intensitätsverhältnissen erfassen, und eben aus dieser Einschränkung gewinnt sie die Möglichkeit, solche Relationen selber herzustellen und damit auf exakter Erkenntnis exakte Technik zu begründen. Die organische Erklärungsweise dagegen, — wenn sie sich nicht etwa mit der bisher unrealisierbaren Hypothese begnügen will, welche die Lebenserscheinungen auf mechanisches Geschehen zurückführt, — muß die Veränderungen, denen die Forschung gilt, aus dem Wesen ihrer Gegenstände selber ableiten, sie als Wesensäußerungen des an sich unerklärbaren organischen Daseins auffassen. Sie vermag weder das äußere Geschehen in der Lebewelt unabhängig von dem organischen Innenleben zu erklären, noch dieses letztere in seiner Wurzel aufzuhellen. Mit anderen Worten, sie muß einen irrationalen Bestandteil in ihre Betrachtungen aufnehmen oder, wenn man lieber will, in ihnen bestehen lassen. Daher kann sie nicht zu Forschungsweisen gelangen, die eine exakte Erkenntnis oder eine ihr entsprechende exakte Technik begründen würden. Die Orientierung an der organischen Anschauungsweise würde mithin für die Psychologie den Verzicht auf die Auswirkung als Psychotechnik bedeuten und der Pädagogik die Möglichkeit abschneiden, die lang gesuchte allgemeingültige Methode auf Psychologie zu begründen. Es ist verständlich, daß die Wissenschaft einen solchen Verzicht nur ungern aussprechen wird und nur dann, wenn alle Aussichten, das ursprünglich gesteckte Ziel zu erreichen, geschwunden sind.

Allein eine noch tiefer greifende Verschiedenheit der prinzipiellen Einstellung ist denkbar. Die Betrachtung des Seelenlebens nach naturwissenschaftlichen Analogien überhaupt seien sie exakter oder biologischer Natur, erweist sich nämlich, von einem allgemeinen Standpunkt aus betrachtet, nur als einer unter mehreren möglichen Wegen, denen ein durchaus andersgeartetes Verfahren mit gleichem Anspruch auf Durchführbarkeit gegenübersteht. Daß dieses eben da einsetzen muß, wo die exakte Psychologie versagt, haben gerade führende Vertreter dieser letzteren, wie W. Wundt und H. Münsterberg

gesehen, und Wundt hat eine solche andersgeartete Betrachtungsweise in seiner Völkerpsychologie angebahnt. Auch die moderne Denkpsychologie strebt die Ergänzung oder den Ersatz der naturwissenschaftlichen Methode durch ein Verfahren an, das die Einheit des Bewußtseins als Grundlage der psychischen Erscheinungen festhält. Mit der schärfsten prinzipiellen Klarheit aber hat W. Dilthey den zwiefachen Charakter der psychologischen Ziele und Methoden gekennzeichnet.¹⁾

Dilthey stellt der erklärenden (naturwissenschaftlichen) eine beschreibende Psychologie entgegen. Der ersteren gegenüber nimmt er im wesentlichen denselben Standpunkt ein, zu dem uns die Betrachtungen des vorigen Abschnitts geführt haben. „Erklärende Psychologie als System“, so lautet sein zusammenfassendes Urteil „kann nicht nur jetzt sondern für alle Zeiten eine objektive Erkenntnis des Zusammenhangs der psychologischen Erscheinungen nicht herbeiführen.“ Sie sucht diesen Zusammenhang hypothetisch zu konstruieren, indem sie alle Bewußtseinsvorgänge auf atomartig vorgestellte einfachste Elemente zurückführen und deren Verhalten zu einander experimentell nachweisen und berechnen will. Allein „diese Hypothesenverbindungen haben keine Aussicht, zu dem Rang, den sie in der naturwissenschaftlichen Theorie einnehmen, jemals erhoben zu werden“ (S. 135), denn sie gewähren hier die Möglichkeit nicht, sie wie dort an sicheren Tatsachen zu erproben. Experiment und Berechnung erweisen sich „auf dem Grenzgebiete der Natur und des Seelenlebens“ als förderlich, aber „in dem zentralen Gebiet der Psychologie ist nichts hiervon zu bemerken.“ Nun ist für die Naturwissenschaft eine solche hypothetische Zerlegung und Rekonstruktion bisher das einzige Mittel, zu einer Vorstellung vom Zusammenhang des Naturgeschehens zu kommen. Im Seelenleben aber ist uns dieser Zusammenhang von vorneherein gegeben; er geht aller analysierenden oder konstruierenden Wissenschaft lange voraus, denn er ist im letzten Grunde ja nichts als das Seelenleben selbst, das sich dem Bewußtsein unmittelbar als eine Einheit kundgibt. Das Wesen dieser Einheit freilich vermögen wir nicht zu erkennen; aber weil wir ihrer unmittelbar inne werden, bedürfen wir auch keiner

¹⁾ „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“. Sitzungsbericht der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jahrgang 1894 B. II S. 1307—1407.

analysierenden Erkenntnis. („Die Natur“, sagt Dilthey, „erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“) Die Psychologie hat vielmehr eine Aufgabe anderer Art zu erfüllen. In der umfassenden Einheit des Seelenlebens nämlich, treten für die Betrachtung einzelne Zusammenhänge hervor, welche die verschiedenen Gebiete seelischer Erlebnisse und Tätigkeiten umfassen. Alle geistigen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Tatsachen setzen solche im Erlebnis gewonnenen Zusammenhänge voraus; das religiöse wie das künstlerische, das sittliche wie das Erwerbsleben werden durch sie bestimmt. Diese grundlegenden Zusammenhänge auf gleichförmige und einfache Elemente des Seelenlebens zurückzuführen, sie aus solchen zu rekonstruieren, ist unmöglich. Wohl aber vermögen wir, auf Beobachtung und „Zergliederung“ gestützt, sie zu beschreiben und in ihrem charakteristischen Verlaufe gewissermaßen nachzuzeichnen. Das wäre nun die Aufgabe und das Wesen einer *descriptiven* Psychologie. Für diese bildet mithin die Einheit des Bewußtseins nicht, wie für die naturwissenschaftliche Richtung, eine bloße Voraussetzung, die, selbst nicht erfaßbar, im unzulänglichen Unter- oder Hintergrunde der Betrachtung bleibt; das psychische Geschehen betrachtet sie nicht als einen mechanischen Ablauf von Vorgängen zwischen hypostasierten Bewustseinselementen. Vielmehr steht hier die Einheit des Bewußtseins im Mittelpunkt der Betrachtung und bildet ihren eigentlichen Gegenstand: die Erscheinungen, mit denen sie sich beschäftigt, behandelt sie nicht als Wirkungen einer unbekannten Ursache, sondern als Modifikationen jener Einheit selber, als die Aeußerungsformen, in denen sie zu Tage tritt.

Hieraus ergibt sich zunächst, daß diese Psychologie nicht kausale Ableitungen anstrebt und keine Gesetze im Sinne der Naturwissenschaft aufstellen kann noch will. Experiment und Berechnung bleiben ihr gleichmäßig fern, jede Analogie mit der mechanischen Naturanschauung fällt fort. Was sie sucht, sind Typen des psychischen Verhaltens und Geschehens: sie gruppiert die Erscheinungen und Aeußerungen der Bewußtseinseinheit nach bestimmten Gesichtspunkten, klassi-

¹⁾ Unter den Schülern und Fortsetzern Diltheys hat Ed. Spranger in seinem Buche *Lebensformen* (Halle 1922) eine solche geisteswissenschaftliche Psychologie mit Scharfsinn und Glück angebahnt.

fiziert sie und entwirft typische Bilder der Vorgangsreihen, die sie vorfindet — vorfindet in dem ganzen Bereiche des bewußten Lebens. Denn es gibt kein Gebiet des geistigen Geschehens, das sich dieser Beschreibung und Typisierung entzöge. Die beschreibende Psychologie findet sich also durchaus in einer Richtung mit den gesamten Geisteswissenschaften, die ja für die einzelnen Gebiete des geistigen Lebens das gleiche anstreben, was sie im Ganzen erreichen will. Sie würde in ihrer Vollendung eine Art von Grundriß ergeben, der die psychologischen Zusammenhänge, welche diese Wissenschaften voraussetzen, in ihrer Gesamtheit umfaßt. Dabei wäre — um auch das nicht außer Acht zu lassen — das Verhältnis der allgemeinen zur individuell gerichteten Psychologie so zu denken, daß die letztere die eigentliche Ausgangslinie bildet. Denn das Erlebnis als solches ist immer ein individuelles; erst durch Vergleich und Erweiterungen ist eine komparative Allgemeinheit erreichbar wie sie in der klassifizierenden Typenbildung zum Ausdruck kommt.

Ist nun die theoretische Bedeutung einer solchen Erkenntnis ebenso unbestreitbar wie die der historischen oder systematischen Geisteswissenschaften überhaupt, so ist anderseits klar, daß ihr ein unmittelbar praktischer Wert ebenso wenig innewohnen kann wie diesen. Wie diese, so bleibt auch die beschreibende Psychologie auf dem Boden der Betrachtung. Ihre Feststellungen können Material bilden, an welchem der praktische Seelenlenker sich im einzelnen Falle orientieren, aus dem er Antriebe und Winke gewinnen kann, in gleichem Maße wie etwa der Staatsmann aus der politischen Geschichte; aber Methoden und Verhaltensweisen praktischer Natur vermag sie nicht zu begründen, die Grundlage für eine systematische Technik vermag sie nicht zu legen. Denn eine solche kann nur aus der Feststellung eines gesetzmäßigen und allgemeinen Kausalzusammenhanges gewonnen werden, welche die beschreibende Psychologie gar nicht anstrebt.

Alles dies gilt nun auch für die Erziehungslehre und wird auf ihrem Boden besonders anschaulich¹⁾. Die Erziehung ist wie die Kunst, wie die Religion, ein Gebiet charakteristisch

¹⁾ Dilthey gibt in der angeführten Abhandlung ein paar wertvolle Hinweise und Anregungen zu einer solchen Behandlung der Erscheinungen

bestimmten seelischen Erlebens. Ihre verschiedenen Phasen und Erscheinungen sind uns daher durchweg nur aus unserem eigenen Erlebnis heraus verständlich. Wer nie eine künstlerische Wirkung empfangen und empfunden hätte, dem würden die schärfsten und klarsten ästhetischen Sätze nichts sagen. Wer niemals erzogen worden wäre, noch erzogen hätte, würde durch die einwandfreisten Methoden aus Experimenten und psychischen Konstruktionen ebenso wenig eine Anschauung vom Wesen der Erziehung erhalten, wie aus logischen Gedankengängen, die vom Begriff der Erziehungswissenschaft oder ihrem möglichen Inhalt ausgehen. Nur indem wir die allgemeinen Aufgaben, Begriffe und Probleme der Erziehungslehre auf das beziehen, was wir als Zöglinge und Erzieher erlebt und erfahren haben, werden sie mit innerem Leben erfüllt und unmittelbar verständlich. Nur vom eigenen Erlebnis aus eröffnet sich das Verständnis der praktischen Zusammenhänge wie der geschichtlichen Erscheinungen, welche die Pädagogik umfaßt. Mag sie praktisch vorzeichnen, geschichtlich beschreiben oder philosophisch analysieren: allein aus dem inneren Erlebnis geht der Zweckzusammenhang hervor, auf dessen theoretische Erkenntnis oder praktische Durchführung sie sich richtet. Daher kann keine Erscheinung auf dem Gebiete des Erziehungslebens, das ja durch und durch teleologisch bestimmt ist, anders als aus diesem Zusammenhang gedeutet werden. Es rächt sich stets, wenn das pädagogische Denken sich von dem Mutterschoß der inneren Erfahrung zu lösen oder allzu weit zu entfernen strebt — sei es zu Gunsten rein begrifflicher Konstruktionen oder eines vermeintlich objektiven und naturwissenschaftlichen Verfahrens. Was dabei herauskommt, entbehrt notwendigerweise des eigentlichen Lebensgehalts. Daher haben alle fruchtbaren erzieherischen Ideen oder Systeme bewußt oder unbewußt diesen Zusammenhang festgehalten: Plato nicht minder wie Rousseau und Pestalozzi, auch Herbart in seiner Gesamtkonzeption, wiewohl nicht in allen Einzelheiten ihrer systematischen Ausgestaltung.

Die allgemeinen Ergebnisse, welche die beschreibende Psychologie anstrebt, können, wie wir eben gesehen haben,

des Erziehungslebens. In der mehrere Jahre früher liegenden Abhandlung „Ueber die Möglichkeit einer allgemeingültigen Pädagogik“ dagegen tritt die Idee der beschreibenden Psychologie noch nicht hervor.

nicht in der Formulierung von Naturgesetzen bestehen, sondern nur in der Ausprägung und Unterscheidung charakteristisch umrissener typischer Zusammenhänge, durch welche Persönlichkeiten und Vorgänge in ihrer Eigenart bestimmt werden. Die Zuordnung der Einzelercheinung zu solchen Typen tritt an die Stelle der Kausalerklärungen. Daß auch für das Verständnis der Erziehungsvorgänge aus der psychologischen Betrachtung dieser Art ein vielfacher Gewinn erwachsen kann, wird niemand in Abrede stellen. Aber unleugbar ist es freilich auch, daß eine solche Betrachtungsweise keine unmittelbare praktische Bedeutung hat, daß sie Methoden des erzieherischen Verfahrens oder gar eine systematische Technik des Unterrichts ebenso wenig begründen kann, wie sie neue Ziele steckt. Sie erhellt eben das Vorhandene; aber sie vermag nicht im praktischen Sinne neues zu schaffen, so wenig wie die psychologisch begründete Aesthetik eine neue Kunst hervorzubringen im Stande ist, oder eine Psychologie des religiösen Lebens dieses selbst gestaltend zu beeinflussen vermöchte. Sie kann nicht bindende Regeln aufstellen, sondern nur Bilder vorhandener oder möglicher Verfahrensweisen entwerfen und muß es dem Erzieher anheimgeben, wie weit er sich im einzelnen durch sie bestimmen läßt. Bei dieser Auswahl aber wird er nicht durch allgemein verbindliche Gesetze, sondern durch erzieherischen Takt bestimmt, d. h. durch ein unmittelbares aus dem Erlebnis stammendes Gefühl für das Zweckmäßige und Wirksame. Das Verdienst, eine Jugendkunde und eine auf sie gestützte Theorie der Erziehung zuerst als Ziel aufgestellt zu haben, bleibt der naturwissenschaftlichen Psychologie. Aber nur von der beschreibenden Seelenkunde kann die Aufgabe gelöst werden, und damit wird dann freilich der ursprüngliche Sinn der Forderung wesentlich verändert.

Das Gesagte gilt von der pädagogischen Psychologie in ihrem ganzen Umfang, der des Erziehers nicht minder wie der des Zöglings. Sie ist nicht auf naturwissenschaftlichem Wege abzuleiten, noch technisch in Rechnung zu stellen, sie kann vielmehr nur durch ein descriptives Verfahren, das aus dem Erlebnis sein Licht zieht, Gestalt gewinnen. Ein psychotechnisches Regelsystem läßt sich hierauf nicht begründen. Wohl aber kann die theoretische Einsicht in pädagogische Vorgänge, in das Wesen der Erziehung überhaupt erheblichen

Gewinn daraus ziehen¹⁾. Es wird darauf ankommen, Reihen von Typen festzustellen, die auf dem pädagogischen Gebiete bestimmt umrissen hervortreten, zugleich aber auf allgemeinere Unterschiede der seelischen Anlagen und besonders der Willensrichtung zurückführen. Ein Beispiel dieses Verfahrens wird man in meinem Buche „Erziehung und Erzieher“ (2. Aufl. Berl. 1912, S. 298 ff.) finden. In der Zielrichtung des Erziehers, soweit sie durch seine persönliche Eigenart bestimmt ist, treten drei verschiedene Einstellungen deutlich hervor. Der Erzieher will die Seele seines Zöglings entweder nach seinem eigenen Bilde gestalten, wie der Goethesche Prometheus. Ein natürlicher Instinkt treibt den Vater, oft aber auch den Lehrer, ein Geschlecht zu erziehen, das ihm gleich sei, das dieselben Kräfte entfalten, den gleichen Zielen zustreben soll wie er selbst. Oder aber im Gegenteil, der Erzieher wird von dem vorwaltenden Bewußtsein geleitet, daß es ihm nicht gelungen ist, die Ideale die ihm vorschweben, in Wirklichkeit umzusetzen, er empfindet sich und sein Leben als verfehlt, und von hieraus entsteht ihm der Wille, den Sohn oder den Zögling dem Ziele zuzuführen, das zu erreichen ihm selber Schicksal oder eigene Schwäche versagt haben. Oder drittens: der Erzieher denkt überhaupt nicht an sich, er versenkt sich ganz in das Wesen seines Zöglings und kennt keinen anderen Zweck, als die Anlagen zur Entfaltung zu bringen, die Natur in diesen gepflanzt hat. Dieser dritte, der objektive Typus, wie ihn man nennen kann, ist der vollkommenste. Von den beiden subjektiven ist der erste vielleicht der gewöhnlichste, der zweite aber, der des mit sich selbst Unzufriedenen, derjenige, der für den Fortschritt des pädagogischen Denkens wie des praktischen Verfahrens der fruchtbarste ist. Auch ist er für die Erkenntnis psychologischer Zusammenhänge der lehrreichste.²⁾

Bemerkenswert ist, daß die psychologische Einsicht dieser

¹⁾ In einer jüngsten Veröffentlichung, die mir während der Arbeit zugegangen ist, hat Kerschensteiner eine solche descriptive Behandlung der Erzieherpersönlichkeit sehr glücklich angebahnt. Auch hier ist die Betonung des Irrationalen in der Natur wie in der Tätigkeit des Erziehers besonders bemerkenswert.

²⁾ Die Erziehungsrichtung, die hier entspringt, reiht sich deutlich in den Zusammenhang ein, den Alfr. Adler in seiner „Studie über Minderwertigkeit von Organen“ beschrieben (Berlin-Wien 1907) und in seiner Bedeutung nachgewiesen hat.

Art ebenso wohl die Erfahrungen durchleuchtet, die sich unmittelbar aus der pädagogischen Praxis ergeben, wie die Gestalten und die Wirksamkeit der großen Erzieher, welche die Geschichte der Pädagogik verzeichnet. Hier treten die verschiedenen Typen in Persönlichkeiten höchsten Ranges verkörpert auf, so der subjektive in Platon, dessen letzter Zweck es war, den Philosophen zu erziehen, wie er selbst sich nach dem Bilde seines Meisters erzogen hatte. Der objektive Typus erscheint am reinsten in Goethe, wie er ihm denn auch in dem Abbé seines Wilhelm Meisters Gestalt gegeben hat. „Den freien und scharfen Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt,“ betrachtet er als die erste Eigenschaft des wahren Erziehers; „Triebe zu beleben und wertvollen Anlagen aufzuhelfen“ als die eigentliche Aufgabe der Erziehung. Aber der bedeutendste Einfluß auf den Gang der Erziehungsgeschichte pflegt da zu entspringen, wo in einem starken Geist das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit die Kritik an dem Bestehenden und zugleich die Sehnsucht nach dem neuen Menschen erweckt, die den Gedanken einer neuen Erziehung notwendig hervorruft. In einem Zeitalter sehen wir diesen Typus in Rousseau, Herder und Pestalozzi verkörpert, am ergreifendsten da, wo der letztere sich selbst in Bekenntnissen zeichnet, die aus der Tiefe seines Wesens hervorbrechen. „Den träumenden Toren“ nennt er sich, der „ein immer und immer nur zertretenes Leben“ in den Dienst der Verlassenen, des Volkes und der Jugend stellt, dessen Zielen seit seinen Kinderjahren „der gänzliche Mangel an ausgebildeten praktischen Fertigkeiten und ein rasendes Mißverhältnis zwischen dem Umfang seines Willens und den Schranken seiner Kräfte entgegenstanden“; sein leidenschaftliches Herz „wallte wie ein mächtiger Strom einzig und allein nach dem Ziel, die Quellen des Elends zu verstopfen“, die wie ihn selbst, so die Menschheit zu überfluten drohten.

Aehnliche Zuordnungen pädagogischer Vorgänge zu psychologisch festgestellten Gruppen von Erlebnissen lassen sich auch sonst denken, ja der Versuch, das ganze Gebiet der erzieherischen Tätigkeit in dieser Weise systematisch unter Gesichtspunkte der beschreibenden Psychologie zu stellen, ist nicht von der Hand zu weisen, wenn er mit Sachkenntnis und Besonnenheit unternommen wird. So könnte etwa der

Zusammenhang der Erscheinungen, die wir als Suggestion und Suggestibilität bezeichnen, mit den pädagogischen Begriffen Autorität, Gehorsam, Ehrfurcht, aber auch mit Unselbständigkeit, Schwäche, Wankelmüt ein Licht auf das Wesen dieser für alle Erziehungstätigkeit grundlegenden Erscheinungen werfen, die wir ohne solche Aufhellung einfach als gegeben hinnehmen müssen. So würde sich auch der Begriff der Verdrängung, den S. Freud in die Psychologie eingeführt hat, für die beschreibende Jugendkunde und die Pädagogik fruchtbar machen lassen; allerdings dürfte man ihn nicht so einseitig auf das Sexualleben beziehen, wie das bei Freud geschieht¹⁾.

III.

Unzweifelhaft führt die deskriptive Behandlungserzieherischer Vorgänge tiefer und bereichert die pädagogische Einsicht mehr als es ein naturwissenschaftlichen Methoden folgendes analytisches Verfahren vermag. Aber auch ihrer Tragweite sind Schranken gesetzt, die sie nicht zu überschreiten im Stande ist, weil sie auf dem Wesen der psychologischen Erkenntnis überhaupt beruhen. Denn diese erstreckt sich allerdings über das Seelenleben in seinem ganzen Umfang, und jedes einzelne Teilgebiet desselben ist auch ein Feld für ihre Forschung; wie die verhältnismäßig einfachen Erscheinungen des praktischen, an die Natur gebundenen Lebens, so unterliegen ihr auch die höchsten Auswirkungen der schöpferischen Kräfte im Menschen. Es gibt oder es kann und soll doch eine Psychologie des künstlerischen Schaffens, des sittlichen und des religiösen Lebens geben, denn alle Erscheinungen auf diesen Gebieten, ob wir nun schaffend oder aufnehmend an ihnen teilhaben, sind für uns zunächst nur individuelle Erlebnisse und als solche der psychologischen Betrachtung und Erhellung zugänglich. Aber ihr Wesen ist damit keineswegs erschöpft, und eben das, was den eigentlichen Kern dieses Wesens bildet und worauf ihre letzte Bedeutung beruht, wird durch eine solche Betrachtung nicht erreicht. Vielmehr weisen die Gebiete schöpferischen Geisteslebens eine eigene selbständige Struktur auf, die nicht

¹⁾ Daß hier nicht etwa der Einführung der Psychoanalyse in die Schule oder auch nur in die Lehrerbildung das Wort geredet werden soll, versteht sich ja wohl von selbst.

aus psychologischen Bedingungen abgeleitet werden kann, und in allen großen und ursprünglichen Geisteswerken tritt dieser selbständige Charakter zu Tage: sie stehen selbstwachsen vor uns, eigenen organischen Gesetzen folgend, nur aus sich selber erklärbar, von weiter tragender Bedeutung und Geltung als sie bloß individuellem Geschehen zukommen kann. Ein philosophisches System, eine religiöse Weltanschauung, ein dichterisches oder musikalisches Kunstwerk, — die Psychologie vermag einige ihrer allgemeinen Voraussetzungen, etwa in der besonderen Begabung ihres Schöpfers oder in Einflüssen, die auf diesen gewirkt haben, darzulegen; sie kann der Entstehung eines Werkes in der Seele des Denkers oder Künstlers nachgehen oder seine Wirkungen beschreiben. Aber wenn ihr dies auch in weit erschöpfenderem Maße gelingen sollte als es bisher gelungen ist: den inneren organischen Zusammenhang, das Eigenleben der Geistesschöpfungen würde sie damit nicht zum Verständnis bringen¹⁾. Wenn nun also das Geistesleben selber mehr als ein subjektiv bedingtes Erlebnis ist, wenn seine Zusammenhänge eine eigene objektive Gesetzmäßigkeit aufweisen, so kann offenbar auch die Bildungsarbeit, die der Jugend den Zutritt zu ihm vermittelt, nicht durch psychologische Einsichten bestimmt werden; sie muß vielmehr ihre leitenden Gesichtspunkte aus der Struktur jener objektiven Zusammenhänge entnehmen. Nicht als ob die psychologischen Tatsachen ihre Bedeutung verlören, wenn der Unterricht das Gebiet der eigentlichen Geistesbildung im höheren Sinne des Wortes betritt, oder wenn die Erziehung die Stufe erreicht, wo sie die Persönlichkeit des Zöglings zur Vollendung bringen will. Das geistige Leben wächst aus dem natürlich praktischen hervor, etwa wie die organische Entwicklung aus der mechanischen Struktur der Stoffe: die mechanischen Gesetze bleiben Bedingungen des organischen Lebens, nur daß sie dieses in seiner Eigengesetzlichkeit nicht zu erklären vermögen; und so ist auch das Geistesleben nicht ohne die Grundlage des individuellen Bewußtseins denkbar, seine Erscheinungen sind nicht vorzustellen ohne den durch psychische Gesetze gelenkten Vorstellungsablauf, der ihren Untergrund bildet. Aber es ist in seiner Eigenart und in seinen Zusammenhängen nicht zu verstehen,

¹⁾ Für das dichterische Kunstwerk habe ich dieses Verhältnis in meiner *Poetik* (München 1912), besonders in Kapitel 4 und 5, ausführlicher dargelegt.

solange man es als eine bloße Teilerscheinung dieses Ablaufs auffassen und nur aus der Gesetzmäßigkeit dieses letzteren ableiten will. Gewiß, die allgemeinen psychologischen Bedingungen, die den Unterricht überhaupt und die Aneignung der einzelnen Gebiete ermöglichen, bleiben auf allen Stufen Voraussetzung und müssen als solche geachtet werden. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die psychologische Pädagogik etwa die Altersstufen festzustellen sucht, auf welchen die einzelnen moralischen oder ästhetischen Vorstellungen zuerst wirksam werden, oder die Stufenfolge, in denen sich die Empfänglichkeit dafür normaler Weise entwickelt. Aber das Wesen der Bildung selber wird damit nicht berührt, Bildungsprobleme werden nicht dadurch entschieden. Für diese ist neben der allgemeinen Zwecksetzung nur der Gehalt und Charakter der einzelnen Bildungsgebiete und Lehrfächer maßgebend. Wenn z. B. die Fachmänner heute urteilen, daß der philologische Unterricht an den Gymnasien lange Zeit hindurch zu einseitig sprachliche Kenntnisse und stilistisches Können im Auge gehabt habe, daß es richtiger sei, den Inhalt der Lektüre, das Leben und Denken der antiken Völker in den Mittelpunkt zu stellen, so sind hier nicht psychologische Erwägungen entscheidend, sondern vielmehr die objektive Beurteilung der Bildungswerte, die den verschiedenen Seiten der Altertumskunde innewohnt. Und wenn vom Geschichtsunterricht heute allgemein gefordert wird, daß er nicht mehr, wie früher, hauptsächlich politische und Kriegsgeschichte, sondern die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung in den Mittelpunkt stellen soll, so entspricht auch diese Forderung nicht psychologischen, sondern sachlichen Gesichtspunkten: die Struktur der heutigen Geschichtswissenschaft fordert eine solche Verschiebung, mit den natürlichen Neigungen und Interessen der Jugend steht sie eher in Widerspruch. Das gleiche gilt für die Unterrichtsmethode selber. Die Idee, bei der Erklärung der Antigone oder des Faust Gesichtspunkte der psychologischen Didaktik zu Grunde zu legen, erscheint noch absurder als die formalen Stufen der Herbartianer, die schließlich doch nur ein äußerliches Schema bilden sollen. Wir haben oben gesehen, daß die psychologische Pädagogik für den elementaren Unterricht mit einigem Recht und Erfolg die psychologische Grundlegung der Methoden und des Lehr-

plans anstrebt. Wenn sie aber die gleiche Forderung auf die höheren Bildungsgebiete ausdehnt, so setzt sie sich damit über die fundamentale Verschiedenheit dieser Gebiete einfach hinweg und stellt sich ein Ziel, das seiner Natur nach nicht erreichbar ist.

Abschließend werden wir somit feststellen müssen: eine allgemeingültige Technik des Unterrichts wird durch die exakt psychologische Grundlegung, welche die neuere Forschung anstrebt, nicht wesentlich mehr gefördert und gesichert, wie durch die rationalen Ableitungen der vorhergehenden Epoche. Man wird im Gegenteil sagen müssen, das die letztere die Pädagogik durch positive Ideen und Gesichtspunkte in höherem Maße bereichert hat als die naturwissenschaftliche Psychologie. Dafür freilich darf diese in Anspruch nehmen, die überlieferten Anschauungen und Methoden vom Standpunkte wissenschaftlicher Empirie kritisch zu sichten: einige derselben hat sie auf sicherern Boden gestellt, manche andere als unhaltbar nachgewiesen.

Die Technik des Unterrichts, wie sie bis heute das Lehrverfahren tatsächlich reguliert, beruht auf einer Ueberlieferung, die zum guten Teil aus praktischen Erfahrungen und unmittelbar darangeknüpfter Reflexion hervorgegangen ist. Diese Erfahrungen sind zweifellos psychologischer, die Reflexionen kritischer Natur, aber beide Begriffe sind hier nicht in einem streng wissenschaftlichen, sondern in wesentlich praktischem Sinne zu nehmen. Es hat sich ein Stammgut an Methoden, Hilfsmitteln und Regeln gebildet, das sich in lebendiger Ueberlieferung fortpflanzt. Diesen Kreis von praktischen Erfahrungen durch Nachprüfung zu sichten, ihn durch verschärfte Mittel der Forschung zu bereichern und indem man ihn unter wenige herrschende Gesichtspunkte stellt, systematisch auszugestalten, ist schon eine Aufgabe, die der Mühe lohnt. Allein darüber müssen wir uns klar sein: die pädagogische Kunstlehre, die auf diese Weise entsteht, vermag weder die gesamte Erziehung noch auch nur das ganze Gebiet des Unterrichts zu umfassen, und ebenso wenig kann sie im strengen Sinne des Worts allgemeine und notwendige Geltung beanspruchen. Eine solche Kunstlehre kann gewisse verhältnismässig dauernde Bestandteile enthalten, gleichwohl aber unterliegt sie im Ganzen und Einzelnen stetiger Fortbildung und bedarf oft erneuter Nach-

prüfung, am entschiedensten da, wo es sich um die höchsten Funktionen der Erziehung und des Unterrichts handelt, wie z. B. um die Didaktik der geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Lehrfächer. Denn da die Struktur dieser Gebiete selber sich in steter Entwicklung befindet und in jedem neuen Zeitalter einer anderen Auffassung unterliegt, so kann auch die Unterrichtsmethode, die von ihr abhängig ist, nicht ein für alle Mal festgelegt werden: sie muß sich mit der Anschauung wandeln, auf der das Bildungsideal selber beruht.¹⁾ Aber auch wenn man nur die konkret bestimmte Gegenwart und die Bildungsbedürfnisse der einzelnen Zöglinge im Auge hat, ist es nicht möglich, die Lösung der erzieherisch didaktischen Aufgaben von einer fest überlieferten Technik zu erwarten. Alle tiefere Wirkung von Mensch zu Mensch entzieht sich der Bindung durch überkommene Regeln. Die gestaltende Kraft der Erziehung erhebt sich über sie, auch wenn sie solche Regeln zu ihren Zwecken benutzt. Der Lehrer, der vom Bewußtsein seiner Aufgabe getragen, sei es von seinem Gegenstande, sei es von dem Reize des jugendlichen Geistes enthusiastisch erfüllt ist — der wahre Erzieher ist stets beides zugleich, — wird sich immer mehr von solchen enthusiastischen Gefühlen als von einer überkommenen Technik leiten lassen. Ja es gibt große Gebiete, wo auch der tüchtigste Techniker notwendig versagt, wenn ihm diese Unmittelbarkeit des erzieherischen Instinktes abgeht. Das Irrationale des Gegenstandes in Religion, Kunst und Geschichte ebenso wie das Geheimnis, das die jugendliche Individualität trotz allen psychologischen Untersuchungsmethoden in sich bewahrt, kann nur durch ein ebenso irrationales Vermögen des Lehrers und Erziehers bewältigt werden.

Ich habe aus dieser Würdigung der irrationalen Bestandteile des Unterrichts heraus dereinst in meinem Buch „Er-

¹⁾ Dieses Abhängigkeitsverhältnis übersah Dilthey, als er in der oben schon berührten Abhandlung über die Möglichkeit einer allgemeingültigen Pädagogik den Gedanken ausführte, einer nur geschichtlich zu erfassenden Lehre von den Bildungszielen und -inhalten eine allgemeingültige Technik des Erziehungsverfahrens zur Seite zu stellen, die dem veränderlichen Teile der Erziehungslehre gegenüber ihren festen Bestand ausmachen sollte. Eine solche zeitlos bestimmte Technik gibt es nicht und kann es nicht geben.

ziehung und Erzieher“ (Berlin, Weidman 1901) die bildende Tätigkeit des Pädagogen mit der schöpferischen des bildenden Künstlers verglichen. Seitdem ist die Gleichsetzung von Erziehung und Kunst von mancher Seite verfänglich auf die Spitze getrieben, von anderer wenigstens so oft wiederholt worden, daß sie heute ein Gemeinplatz ist. Besonnene Denker der letzten Jahre haben sie daher, wenn nicht abgelehnt, so doch stark eingeschränkt, und auch ich kann die Bedenken nicht verhehlen, die mir im Laufe der Zeit gegen eine prinzipielle Verwertung des Vergleichs aufgestiegen sind. Denn sowohl die einseitige Wendung ins Ästhetische, wie die Unklarheit, die dem Begriffe des Schöpferischen anhaftet, ist geeignet das Wesen der Erziehung zu verschleiern und seine Umrisse zu verschieben. Gewiß, das Verhältnis der freien Tätigkeit zur bildenden Technik ist für beide Gebiete ungefähr das gleiche. Aber schließlich gilt dasselbe auch für jedes andere Feld geistigen Schaffens, es tritt überall hervor, wo es sich um beabsichtigte Wirkung auf lebendige Menschen handelt. Der Politiker, der Prediger, beide benutzen eine überlieferte Technik, aber auch sie werden große Ziele nur erreichen, wenn sie sich in freier Entfaltung unberechenbarer Kräfte über dieselbe erheben. Wo aber die Art der Tätigkeit eine solche Bindung fordert, wie etwa die Rechtsprechung, zum Teil auch die Verwaltung, da wird das von lebendigen und in einem höheren Sinne aktiven Geistern zumeist als ein notwendiges Übel, als unerwünschte Einschränkung empfunden.

Freilich haben andere Zeitalter anders gedacht und die Hochschätzung des Irrationalen entspringt einer Entwicklung, durch welche die Gegenwart von der nächstvergangenen Epoche des rationalistischen Denkens abgeführt worden ist. Auch die Auffassung vom Wesen der Bildung und ihrer Methoden ist unter dem Einfluß dieses Wandels der Weltanschauung und der Kämpfe, in denen er sich vollzogen hat, zu Stande gekommen. Auf diesen Zusammenhang sei es mir gestattet, zum Abschluß meiner Betrachtungen noch einen Blick zu werfen.

IV.

Der Gedanke einer exakt begründeten und daher allgemeingültigen Technik der Erziehung geht, das hat uns der Eingang dieser Abhandlung gezeigt, ebenso wie die Idee einer nach

dem Vorbilde der Physik zu gestaltenden Psychologie auf den Geist des 18. Jahrhunderts zurück. Es spricht daraus die Grundüberzeugung des Rationalismus, nach welcher die vernünftige Erkenntnis wie die Natur, so auch den Menschen nicht nur zu durchdringen, sondern auch zu gestalten vermag. Diese Ueberzeugung stützt sich — und das ist ein entscheidender Zug in dem geschichtlichen Charakter der Aufklärung — auf die mechanische Naturerklärung und die ihr entsprechende exakte Gestaltung der Naturwissenschaft. Der hypothetische Charakter dieser Wissenschaft ist unverkennbar, aber die Hypothese erscheint zureichend, ja notwendig, denn sie vermag aus ihren allgemeinen und prinzipiellen Voraussetzungen heraus die Struktur der Körperwelt vollständig zu erklären. Es bleibt im Prinzip keine Lücke: wie die Natur durchweg von der gleichmäßigen Wirkung mechanischer Gesetze bestimmt wird, so wird sie durch die Ableitung aus diesen Gesetzen bis in alle Einzelheiten hinein verständlich und berechenbar. Damit ist nun auch die Grundlage für eine auf mechanischer Wirkung beruhende Technik der Naturbeherrschung gegeben, welche Kräfte und Stoffe zu ihren Zwecken berechnet und lenkt: das 19. Jahrhundert hat diese Arbeit der Hauptsache nach geleistet. Verständlich ist es daher, wenn der Rationalismus geneigt ist, eine so erfolgreiche Erklärungsweise von der Körperwelt auch auf das Seelenleben zu übertragen. Am greifbarsten, freilich auch am plumpestesten tritt das in den materialistischen Konstruktionen des 18. und 19. Jahrhunderts hervor. Aber auch die Associationspsychologie der Engländer, die mit dem Materialismus nichts zu tun hat, betrachtet den Vorstellungsverlauf tatsächlich nach der Analogie eines mechanischen Prozesses, und etwas später führte Herbart die Erscheinungen des Bewußtseins auf einen Mechanismus des Vorstellungslebens zurück, dessen Ablauf er exakt zu berechnen unternahm. Allerdings gelangte er nicht dazu, die Erziehungslehre auf diese Anschauungsweise zu begründen. Ueberhaupt blieb die mechanische Weltanschauung für die Erkenntnis des geistigen Lebens im Ganzen wie im Einzelnen unfruchtbar; alle die großen Neugestaltungen und Fortschritte, welche die Geisteswissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und den ersten Jahrzehnten des folgenden gemacht und erfahren haben, sind aus einer Anschauungsweise

hervorgegangen, die im Gegensatz gegen die mechanistische Auffassung des Seelenlebens stand: von Leibniz zu Rousseau und Herder zieht sich diese Linie, um dann bei Göthe und Schelling einen der mechanischen Weltanschauung überhaupt abgewandten, zum Teil sogar feindlichen Standpunkt zu erreichen. Die organische Naturbetrachtung drängte nunmehr die mechanische zurück und brachte ihre Eigenart auf dem ganzen Gebiet des Lebens, des bewußten wie des unbewußten, zur Herrschaft. Die Kräfte und Gesetze, die sie hier als die wirkenden und gestaltenden erkannte, haben keine Analogie mit denen der mechanischen Welt; sie sind nicht exakt berechenbar, noch überhaupt im Sinne jener unabänderlich und gleichmäßig wirkend, vielmehr unterliegen sie unzähligen Abwandlungen, die alles Einzelgeschehen bestimmen. Jedes Lebewesen, jeder Mensch trägt seine eigene Gesetzgebung in sich, die seine individuellen Anlagen und ihre Entwicklung beherrscht. Diese Unterschiede aber sind kausal nicht ableitbar, sie weisen vielmehr auf einen geheimnisvollen Weltgrund zurück, dem sie entstammen. Dieser, dem unser eigenstes und innerstes Wesen angehört, gibt sich nur unserer unmittelbaren Anschauung, unserm Lebensgeföhle kund, aber nicht dem reflektierenden Verstande.

„Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?“

Diese Götheschen Worte konnte Schopenhauer, dessen Weltansicht der gleichen Richtung angehörte, seiner Naturphilosophie voransetzen. Wenn somit die mechanisch orientierte Wissenschaft alle irrationalen Bestandteile der Erscheinungswelt auszumerzen, durch wissenschaftliche Einsicht in bekannte Elemente aufzulösen suchte, so nahm die neue Anschauungsweise das Irrationale als einen vollgültigen Faktor alles Geschehens in ihr Weltbild auf. Die Zusammenhänge der organischen Welt gelten ihr zwar als übersehbar für die Anschauung, aber als undurchdringlich für die verstandesmäßige Analyse. Sucht man das Leben und seine Erscheinungen zu erklären, so ist das keinesfalls dadurch möglich, daß man es auf Gesetze des mechanischen Geschehens zurückführt, vielmehr ist es nur nach teleologischen Gesichtspunkten erfaßbar. Jeder lebende Organismus ist als eine zweckvoll bestimmte Einheit gegeben; unmöglich, diese durch eine Konstruktion aus

hypothetischen Elementen zu gewinnen oder sie in solche aufzulösen; seine Teile wie seine Funktionen sind nur zu verstehen, indem man sie als zweckmäßige Werkzeuge und Leistungen zur Erhaltung und Entfaltung seiner Einheit begreift.

Diese drei Momente also sind es, die den Gegensatz der organischen zur mechanischen Weltanschauung bestimmen: die Anerkennung und Aufnahme des Irrationalen, der Ausgang von einer Einheit, die ihrem Wesen nach nicht teilbar und eben darum im letzten Grunde nicht analysierbar ist, und die teleologische Bestimmtheit, die ihr Erklärungsprinzip bildet.

Hieraus wird es nun verständlich, warum diese Anschauungsweise sich gleichzeitig auf dem Gebiete des geistigen wie des natürlichen Lebens entfalten konnte und sich für das erstere nicht minder fruchtbar erwies, wie für das zweite. Denn nur nach der Analogie organischer Entwicklung lassen sich die Erscheinungen des geistigen Lebens in Sprache und Religion, in Literatur und Kunst, in Recht und Staatsleben verstehen. Sie versagen sich ihrer Natur nach dem mechanischen Erklärungsprinzip und sie weisen durchweg auf einen letzten Zusammenhang hin, der erlebbar, aber nicht erklärbar ist. Daher führte die neue Einstellung des wissenschaftlichen Denkens im Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem ungemeinen Aufschwung der Geisteswissenschaften, die unter ihrem belebenden Einfluß eine ungemeine Vertiefung und Bereicherung ihrer Ziele und Methoden, eine unendliche Erweiterung ihres Horizonts erfuhren. Befruchtet wurden sie durch eine Reihe philosophischer Systeme, die bei mannigfachen Verschiedenheiten der Grundbegriffe und der Lehrgebiete, durch die Tendenz zusammengehalten wurden, das Weltgeschehen nach der Analogie einer organischen Entwicklung zu erfassen und aus einem einheitlichen Weltgrunde abzuleiten. Wenn das konstruktive Verfahren der neuen Wissenschaft und der idealistischen Philosophie mehr aus intuitiven Kräften als aus kritischer Besinnung seine Nahrung zog, wenn die Grenzen zwischen phantasievollem Schauen und methodischer Erkenntnis nicht überall gewahrt blieben, wenn kühnen Hypothesen mehr Raum als billig zugestanden wurde, so wäre diese Einseitigkeit wohl zu überwinden gewesen, ohne daß die Richtung selbst aufgegeben wurde.

Trotzdem geschah das nur allzubald. Der erwachende Wirklichkeitssinn eines neuen Geschlechts nahm Anstoß an

dem halb künstlerischen Charakter den die Geisteswissenschaften angenommen hatten; er widersetzte sich einer Philosophie, welche die reale Welt mehr zu überfliegen als zu durchdringen schien. Eine Reaktion, eine Art von Rückkehr zu dem Geiste des 18. Jahrhunderts machte sich seit der Mitte des 19. immer mehr geltend und bestimmte die weitere Entwicklung. Ein Symptom dieses Rückschlags war es, daß der Materialismus der späteren Aufklärungszeit aufs Neue ins Leben trat und bei Naturforschern und Aerzten wie auch in weiteren Laienkreisen Verbreitung fand. Darüber hinaus aber wird die vernünftige Durchdringung der Welt, die Ueberwindung des Irrationalen aufs Neue die herrschende Tendenz der Wissenschaft, und wiederum wird das mechanistische Prinzip, das der reinsten Ausdruck dieser Tendenz ist, nicht nur für die Auffassung des Naturgeschehens, sondern auch für die Erklärung des geistigen Lebens maßgebend. Am deutlichsten zeigt sich das eben in der modernen Gestaltung der Psychologie, mit der wir uns im vorhergehenden beschäftigt haben. Aber auch die einzelnen Geisteswissenschaften zeigen mehr oder weniger scharf ausgeprägt dieselbe Tendenz. Die materialistische, richtiger mechanistische Geschichtsauffassung und Gesellschaftslehre wird durch *Marx* begründet und gewinnt allmählich Boden. Die positivistische Betrachtungsweise *Buckle's*, der in den Ergebnissen der Statistik die Begründung für die Gesetze des geschichtlichen Lebens sucht, findet allerdings nur vorübergehend Beachtung, weil sie sich als gar zu unzulänglich und unfruchtbar erweist. Aber *Taine's* Milieulehre, die, wenn auch lebensvoller und wirklichkeitsnäher, der gleichen rationalisierenden Absicht entspringt, gewinnt einen überragenden Einfluß besonders auf die Behandlung der künstlerischen und literarischen Gebiete. Der deutschen Literaturforschung wurde durch *Scherer* eine ganz entsprechende intellektualistisch mechanisierende Richtung gegeben.

Eine auffallende Sterilität ist auf den meisten Gebieten der Geisteswissenschaft die Folge gewesen. Mit dem Blick für das organisch Zweckvolle gehen die lebendigen Ideen, die zusammenfassenden Ziele aus; mit der Ablehnung des Irrationalen ist der Weg in die Tiefe der Lebenszusammenhänge versperrt. Das wissenschaftliche Denken, dem die Richtung auf eine letzte Einheit abhanden gekommen ist, beschäftigt

sich ausschließlich damit, die Methoden für die Feststellung und Sammlung von Tatsachen zu sichten und zu schärfen, und ein überaus emsiger und geduldiger Fleiß der Fachgelehrten trägt ein ungeheueres Tatsachenmaterial zusammen, das jeder künftigen Denk- und Forscherarbeit neue Grundlagen gibt. So kann man zwar nicht wohl von einem Niedergang der Geisteswissenschaften sprechen, aber dem tieferen Drang nach Erkenntnis gewährt die gewaltige, methodisch organisierte Arbeit des ablaufenden 19. Jahrhunderts wenig Befriedigung.¹⁾

Mit der theoretischen Tendenz aber geht auch diesmal die praktische Hand in Hand: wenn die Vernunftkenntnis die Vorgänge der geistigen Welt wie die der mechanischen theoretisch analysieren und rekonstruieren kann, so muß sie dieselben auch praktisch zu regeln und zu lenken imstande sein, und eben dies ist nun die letzte und höchste Leistung, die von ihr erwartet wird. Die Entwicklungsidee hat den Charakter dämonischer Notwendigkeit eingeübt, den ihr Goethe und in gewissem Sinne auch Hegel zusprachen. Ist sie ganz und gar durch vernunftmäßig erkennbare Gesetze bestimmt, so muß sie auch praktisch nach solchen geleitet werden können. In der praktischen Wendung der Marxistischen Theorie, in der Entstehung und den Tendenzen der Sozialdemokratie, wie in dem Vordringen der demokratischen Ideale des 18. Jahrhunderts kommt die mechanistische Richtung des neuen Rationalismus zum hervorstechenden Ausdruck. Typisch tritt in dem Gedanken der Psychotechnik der Anspruch auf eine rein rationale Lebensgestaltung hervor: wenn der Mechanismus des Bewußtseinsablaufs nach seinen allgemeinen Gesetzen und in seinen besonderen Gestaltungen erkannt ist, so bleibt diese Erkenntnis die Grundlage, auf welcher das gesamte bewußte Leben rational zu gestalten ist. Das erste Gebiet, auf dem sie zur Geltung kommen muß, ist die Erziehung, die ja das Fundament für alle

¹⁾ Daß es an bedeutsamen Ausnahmen niemals ganz gefehlt hat, darf allerdings nicht übersehen werden: man denke an die Werke von Hettner, Haym, Jakob Burckhard u. a. Wilhelm Diltheys unvollendete Arbeiten künden und bahnen bereits eine neue Wendung an. Als Gesamtgebiet hat vielleicht die politische Geschichte der Mechanisierung am erfolgreichsten widerstanden, wenigstens ist der Einfluß der Rankeschen Anschauungsweise, die dem Zeitalter der organischen Betrachtungsart entstammt, niemals ganz verloren gegangen.

spätere Betätigung und Lebensgestaltung bildet; sie ist im ganzen Umfang zu einem technischen Verfahren zu entwickeln, das mit exakter Sicherheit seine Wirkungen erzielt

Man muß die Forderungen der naturwissenschaftlichen Psychologie etwa mit den Ansprüchen der innerlich verwandten Eugenetik zusammenstellen, dann erhält man ein Bild davon, wie das Menschenleben sich unter der folgerichtig durchgeführten Herrschaft des mechanistischen Rationalismus gestalten würde. Gesichtspunkte wissenschaftlicher Rassenzüchtung bestimmen die Paarung der Eltern und damit soweit wie möglich die individuellen Eigenschaften des Kindes. Es wird geboren, und sobald es zum vollen Bewußtsein erwacht, tritt die Psychotechnik in ihre Rechte, sie leitet die Bildung seiner Vorstellungswelt sowie seines Gefühls- und Willenslebens, soweit sie sich unter äußeren Einflüssen vollzieht. Das Kind wächst heran, eine psychologische Prüfung stellt die Schule fest, die es zu besuchen hat; wiederholte Prüfungen bestimmen die weiteren Bildungswege. Unterricht und Schulerziehung werden nach psychologisch rationalen Gesichtspunkten und Regeln geleitet. Der junge Mensch tritt ins Leben: an der Schwelle erwartet ihn die psychologische Berufsprüfung und ihre Ergebnisse weisen ihm seine Lebensarbeit zu, deren Verlauf soweit wie möglich psychotechnisch festgelegt ist. Zugleich tritt er in die durchweg rational gehaltene, nach Möglichkeit psychotechnisch bestimmte Lebensgemeinschaft der Gesellschaft und des Staates ein. Ist er dann zu der Altersstufe gelangt, welche die Eugenetik als die geeignete erkennt, so wird ihm nach ihren Gesichtspunkten die Frau zugeführt: es wird ein neuer Mensch erzeugt und der ganze Ablauf beginnt von Neuem. So wird durch vernünftige Lebensgestaltung das größtmögliche Wohlbefinden aller erreicht, zum mindesten das materielle. Wo freilich in diesem garnicht scherzhaft gemeinten Bilde Raum für eine selbständige Lebensgestaltung, für die freie Entfaltung individueller Anlagen und schöpferischer Kräfte sich finden soll, bleibt eine offene Frage, und ob es eine Lust oder vielmehr bloß eine mechanische Gewohnheit sein wird, unter solchen Bedingungen zu leben, darüber werden die Meinungen vielleicht geteilt sein.

Es ist allerdings nicht zu befürchten, daß das Bild Wirklichkeit wird. Die Epoche des erneuten Absolutismus der

Vernunft ist abgelaufen oder es deuten doch alle Zeichen darauf hin, daß sie es bald sein wird. Die praktische Rationalisierung und Mechanisierung des Lebens hat sich immer deutlicher als ein undurchführbares Ideal erwiesen. Das Scheitern des mechanistisch gedachten Vernunftstaates in Rußland zeigt das in der Helle eines Weltbrandes, was die trügerischen Formen der westlichen Demokratien nur schlecht verhüllten. Auf theoretischem Gebiete aber weisen seit fast einem Menschenalter alle lebensvollen Ansätze und Leistungen aus dem Bannkreise des nur Vernünftigen hinaus, und immer deutlicher wird es, wie unfruchtbar im Ganzen die zu Ende gehende Epoche für die Geisteswissenschaften gewesen ist. Noch halten begreiflicher Weise die einzelnen Disziplinen mehr oder weniger starr an der einmal übernommenen Richtung fest, noch findet die Auffassung der Welt als eines nach mechanischen Analogien verständlichen Zusammenhangs namhafte Vertreter. Aber deutlich zeigt die allgemeine Gefühlslage eine andere Richtung. An Stelle der Befriedigung, die man dereinst in materialistischer Welterklärung fand, ist im großen Publikum eine Neigung zum Irrationalen, ja Mystischen getreten, die bedenkliche Folgen zeitigen kann, wenn sie nicht von einsichtsvoller Wissenschaft zurückgedrängt wird. In manchen Einzeldisziplinen hat schon ein deutliches Streben eingesetzt, um aus der Vereinzelung heraus zu lebensvollen Gesamtanschauungen zu gelangen. Die zeitgenössische Philosophie aber bewegt sich unter verschiedenen Formen deutlich in der gemeinsamen Richtung daraufhin, die zu früh verklungene idealistische Weltansicht zu hoffnungsvollem neuem Leben zu erwecken, aufs neue die Anerkennung eines Geisteslebens durchzusetzen, das sich über das mechanische Prinzip erhebt und eine Wesenheit bekundet, für die nicht dieses, sondern das organische Leben Gleichnis und Symbol ist und dem gegenüber die mechanistische Erklärungsweise versagt. So wird denn auch das erzieherische Denken neue Bahnen einschlagen müssen. Es wird zu der Erkenntnis gelangen, ja es ist schon auf dem Wege dahin, daß aus einer naturalistisch und mechanistisch gerichteten Psychologie das Wesen der Erziehung niemals bestimmt werden kann und daß es andere Wege suchen muß, wenn sie in das Gebiet des Geisteslebens hinaufführen will.

Land und Leute des Regierungsbezirks Bromberg vor 100 Jahren.

Von Manfred Laubert.

Als Preußen durch die polnischen Teilungen in Besitz einer Reihe von Gebieten kam, die bis dahin dem polnischen Staat zugehört hatten, ging die preußische Regierung ohne Verzug daran, das Land, das sie in einem verwilderten und verkommenen Zustand übernahm, durch eine planmäßige Wirtschafts- und Kulturarbeit zu heben. Den neu erworbenen Provinzen sollten die ihnen bisher unbekannten Segnungen eines wohlverwalteten Staatswesens in gleichem Maße zu Teil werden, wie den älteren reindutschen Gebieten der Monarchie. Diese Kulturarbeit, die schon alsbald nach der Besitzergreifung durch Friedrich den Großen erfolgreich einsetzte, erlitt eine Unterbrechung als Napoleon im Frieden zu Tilsit (1807) den König Friedrich Wilhelm III zwang, auf den größten Teil der polnischen Landesteile zu verzichten und aus diesen das Großherzogtum Warschau bildete. Im Jahre 1815 aber fiel der polnische Besitz, wenn auch geschmälert an Preußen zurück, und alsbald begann die auf den Fortschritt gerichtete Verwaltungsarbeit aufs Neue. In den folgenden Jahren fand eine Reihe von Inspektionsreisen höherer Regierungsbeamter in der Provinz Posen statt; die amtlichen Berichte darüber sind uns zum großen Teil erhalten, darunter besonders die der Präsidenten und Direktoren des Bromberger Regierungskollegiums. Diese bilden mit ihrer liebevollen Behandlung auch der scheinbar belanglosen Einzelheiten eine reiche Quelle zu unserer Kenntnis von Land und Leuten des Bromberger Bezirks; sie ergaben ein anschauliches Bild der Zu-

stände, welche die preußische Regierung vorfand und des Kulturwerkes, das sie vollbracht hat.¹⁾

Es sind die Berichte des Präsidenten v. Stein²⁾ vom 8. Juni 1818 (a), und 19. Juni 1819 (b), des Direktors v. Leipziger³⁾ vom 21. Juli 1818 über die Kreise Schubin, Wongrowitz und Gnesen (c), vom 2. Juli 1820 über eine Fahrt nach Rżeczyn bei Lekno, dem Gut des Oberpräsidenten v. Zerboni di Sposetti (d) und über eine Besichtigung der Kreise Wirsitz, Czarnikau und Chodziesen (Kolmar i. P.) vom 20. November bis 3. Dezember 1821 (e) und endlich des Direktors v. Koziorowski⁴⁾ vom 24. September 1819 (f) und 1. Oktober 1820 (g).

Kreisverwaltung.

Da sich erfahrungsgemäß die polnischen Beamten in einer praktischen Tätigkeit brauchbarer erwiesen als in einer vorzugsweise an den Schreibtisch gebundenen, hatte man die tüchtig befundenen Unterpräfekten und Präfekturräte in erster Linie zur Besetzung der Landratsposten ausersehen. Manche dieser Männer fanden sich schnell in die neue Ordnung wie der tapferer Haudegen v. Bukowiecki-Wirsitz, dessen Amt eine vorzügliche Ordnung aufwies (d). Bei anderen gab ihr Widerwille gegen ein geregeltes Schreibwerk zu Ausstellungen Ursache (Kloczkiewicz-Schubin).⁵⁾

¹⁾ Abschr. Staatsarchiv zu Posen Oberpräsidialakten XXVI. B. 6 Bd. I/II. Zur Ergänzung sind die monatlichen Zeitungsberichte der Regierung herangezogen (B. 2. Bd. I/IV.)

²⁾ Abkömmling d. poln. Adelsfamilie v. Kamienski. Er hatte 26 Jahre in polnischen Diensten gestanden und hohes Vertrauen bei der Aristokratie genossen. So war er zum Unterhändler und Geschlechtskurator der Krongroßfeldherrin Gräfin Branicka, geb. Fürstin Poniatowska, des Krongroßreferendars v. Malachowski, der Grafen Johann und Felix Potocki bestellt worden. Trotzdem entging er Vorwürfen wegen ungenügender Berücksichtigung der polnischen Nationalität auch jetzt nicht.

³⁾ Wilhelm v. L., ursprünglich Offizier, dann wegen Teilnahme an unerlaubten Verbindungen als Genosse Zerbonis 1797 zur Kassation und lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, 1801 von Graudenz entlassen, Besitzer des Gutes Pietrunke b. Chodziesen, 1815 durch den Oberpräsidenten nach Bromberg berufen. Der liberale Mann stand an Verwaltungstechnik den meisten Räten nach, beweist aber in seinen frischen und mannigfaltigen Berichten den praktischen Blick des Offiziers und Landwirts.

⁴⁾ Der vielfach als Halbpole betrachtete, aber ganz deutsch gesinnte Mann erwarb sich durch Abwicklung des verfahrenen Rechnungswesens und Dirigent der Steuerabteilung große Verdienste.

⁵⁾ Er leistete viel im Wegebau, aber seine verworrenen Antworten überzeugten Stein 1819 von neuem, daß er „von den Bureaugeschäften weder richtige Begriffe hat, noch selbige jemals erlangen wird.“

Ganz und gar nicht kam v. Zawadzki-Czarnikau zurecht. Er ertrank in den sich häufenden Rückständen, denn obwohl vieles mündlich oder br. manu erledigt wurde, gingen in seinem Bureau monatlich über 700 Nummern gegen 4–500 anderwärts ein, weil die deutsche Bevölkerung seines Kreises lesen und schreiben konnte und sich dieser Künste bei ihren Angelegenheiten bediente.¹⁾

Städtische Verwaltung.

Sehr erschwert wurde den Landräten ihre Tätigkeit durch geringe Unterstützung seitens der niederen Behörden. Der im Bureau versagende v. Cylwikowski-Mogilno mußte fortwährend herumreisen, denn er hatte mit seinen 7 Bürgermeistern hart zu kämpfen. 1818 fand Leipziger bei mehreren Stadtoberhäuptern keine Arbeitsstube, keine Aktenbehältnisse, z. T. keine zureichende Kenntnis zu deren Ordnung, die man nicht von Leuten verlangen konnte, die mitunter „schlechter als Knechte“ bezahlt wurden. In Lekno (Mediatstadt von Rąbczyn) hatte die Kämmerei 10 R. 20 Gr. Jahreseinnahme und die armen Bürger konnten kaum den etatsmäßigen Zuschuß von 46 R. aufbringen.²⁾ In Wilatowo mit 170 polnischen Gulden (85 Mk.) Kämmerereivuen mußte Bürgermeister Wellensand anderweitig untergebracht werden, um ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Bartschiner Stadtoberhaupt Lünser versah sein Amt durchaus ungenügend, aber auch im eigentlichen Sinn „per honneur“, ein Sold, für den sich kein Ersatz auftreiben ließ. Von Miescisko berichtet Leipziger: „Hier ist nichts als Verwirrung. Der durchaus unfähige Bürgermeister hat bis jetzt keine Rechnung gelegt und kann auch keine legen. Einige Akten liegen verworren auf dem Tische.“ Der energie-lose Borowski in dem schmutzigen Czarnikau beschränkte sich

¹⁾ Randbem. Zerbonis: Was wird geschehen, wenn es der Regierung gelingt, alle Einwohner schreiben zu machen? — Das Nationalitätenverhältnis ist schwer zu bestimmen, da die ersten sehr unzuverlässigen Zählungen nur die Konfession, nicht die Muttersprache ermittelten. Da es weit mehr katholische Deutsche als evangelische Polen gab, ist dieser Anhaltspunkt für erstere äußerst ungünstig. Jedenfalls waren von den 9 Kreisen Bromberg, Wirsitz, Czarnikau und Czodziesien ganz überwiegend deutsch und es standen sich ungefähr in dem jetzt fast ganz ohne Abstimmung von Deutschland losgerissenen Bezirk schon damals 130 000 Deutsche und 148 000 Polen gegenüber. Die Landratsämter waren trotzdem sämtlich mit Polen besetzt.

²⁾ Brücken- und Pflasterzoll wurden vom Stadtrat ohne Rechnungslegung zu fremden Zwecken verwendet.

darauf, zu mundieren, was der Stadtschreiber Vogel dekretierte. Bodenstein in Chodziesen kümmerte sich um nichts, wie schon das verwahrloste Aussehen des Orts zeigte. Das interimistische Bürgermeisterlein von Wissek, ein Pole, war notorisch dem Trunk ergeben und beging Exzesse, die Spuren von Wahnsinn trugen. Malinowski in Gniewkowo (Argenau) stand im Verdacht, öffentliche Gelder unterschlagen zu haben. Selbst in Gnesen, einem Hauptsorgenkind der Regierung, war Bürgermeister Klawitter absolut unfähig, die unbeschreibliche Verwahrlosung des Rechnungswesens einzurenken. Seit 1808 war keine Rechnung gelegt. Die Verwendung von 36 000 Gulden Feuerversicherungsgeldern konnte nicht nachgewiesen werden. Die übrigen städtischen Körperschaften versagten ebenfalls. In Gnesen, Witkowo, Schubin, Wongrowitz mußte den Landräten die Vervollständigung der nicht kompletten oder ganz aufgelösten Stadträte übertragen werden.

Der Ausnahmen werden nicht viele erwähnt, wie Bürgermeister Herrmann in dem schon durch Sauberkeit auffallenden Znin, Fagiewicz in Filehne, Zinkowski in Wongrowitz, Manther in Mrotschen, der die Erbschaft seines liederlichen Vorgängers Jolondkiewicz trefflich in Ordnung brachte, wovon sich dauernder Gewinn erhoffen ließ, da auf Leipzigers Bitte der einzige wohlhabende Bürger des Orts, Kalinowski, die Stelle eines Beisitzers — Lawnik — übernommen hatte. In Margonin leitete der sehr gebildete und geachtete Apotheker Müller aus reinem Gemeinsinn, aber mit bestem Erfolg, die städtischen Angelegenheiten.

Unter solchen Umständen funktionierte natürlich die Polizei, wo von einer solchen die Rede war, recht mäßig. Sogar in Gnesen war sie mangelhaft. Die Offizianten trugen keine Uniform und konnten sich deshalb keine Achtung verschaffen.¹⁾

¹⁾ Ebenso erging es den Grenzaufsehern. Kozirowski hielt die in deutschen Provinzen vielleicht entbehrliche Uniform in Posen für ein notwendiges Bedürfnis, denn die Bewohner wollten nur Beamte in solcher anerkennen. Die Gensdarmen taten zwar ihre Pflicht, waren „artige und gesittete Menschen“, aber der Zahl nach viel zu gering, um allen Anforderungen zu genügen. Selbst an dem gefährdeten Grenzposten in Powidz gab es keinen Gensdarmen, geschweige denn eine militärische Besatzung. Dabei war die Grenze nach Polen überall offen und konnte von unberittenen Beamten nur unvollkommen bewacht werden (e).

Allgemeiner Charakter der Städte.

Der Verkommenheit des öffentlichen Lebens entsprach die äußere Physiognomie der Städte, deren Tore alle den Fluch tragen konnten: *Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate*. Obwohl in der Regel noch nicht mit erheblichen Schulden belastet,¹⁾ bot doch die Mehrzahl ein bemitleidenswertes Bild von Schmutz und Armut. Leipziger urteilte 1818: „Die Städte sind leider im Verfall, der innere und äußere Verkehr stockt“. Zur Vereinfachung des Verwaltungsapparates empfahl er die früher in Neuostpreußen und später in Posen mehrfach angewandte Degradation zu Dörfern. Von den 7 Städten im Kreise Mogilno waren nur dieses, Pakosch und Tremessen allenfalls zu heben, die anderen „eigentlich Dörfer“. Auch Wirsitz, obgleich Sitz eines Landratsamts, unterschied sich „durch nichts von einem Dorf“! Weiter heißt es: Miescisko: „in jeder Hinsicht qualifiziert sich diese angebliche Stadt zum Dorf erklärt zu werden“; Lapienno: „auch dieses elende Dorf kann als Stadt nicht fortbestehen“; Gonsawa: „aus diesem schlechten Städtchen wird ein gutes Dorf werden“: Kiskowo (Welnau): „die s. g. Stadt ist ein elendes Dorf“. Janowitz und Zerniki waren „bekanntlich auch nur Dörfer“. Bei Bartschin wünschte sogar der Grundherr v. Lochocki die Umwandlung. Der Ort war „sehr nahrungslos“, die Kämmerei mit nichts dotiert, die Bürgerschaft ohne Aecker. Sie hatte bloß einige Morgen Hutung und Wiesen und konnte nichts zum Unterhalt der Beamten hergeben. Budsin war „ein in aller Art miserabler Ort, das je eher je lieber zum Dorf deklariert werden muß, da es in keiner Art das Ansehen einer Stadt hat“. Die Einwohner bestanden in einigen schlechten Handwerkern, armen Ackerbürgern, deren größerer Teil $\frac{1}{4}$ kulmische Hufe minderwertigen Bodens sein eigen nannte, und ein paar schwer um ihre Existenz ringenden Tuchmachern. Von Miescisko bestätigt Kozirowski, das Nest sei „klein und erbärmlich“. Die Bewohner von Mrotschen fand er so verarmt, daß sie außer kärglichen Leistungen für Kirche und Schule nichts tun konnten. Von Kwieciszewo urteilt er: „Der schlechte Zustand dieser s. g. Stadt ist bekannt“, eine unerklärliche Tatsache bei dem wertvollen Ackerbesitz der Bürger. Auch Exin war „sehr arm“ und selbst Tremessen in sinkendem

¹⁾ Z. B. in Gollantsch 240 R.; in Powidz 2000 R.; in Exin 9927 poln. Gulden, die aber durch ausstehende Reste gedeckt waren. Andere Orte wie Schubín hatten gar keine Schulden.

Nahrungszustand. In dem ziemlich verkommenen Gnesen gab es bloß Kirchen und Klöster in überreicher Zahl. Hinsichtlich der Größe der Orte werden nur gelegentliche Nachrichten eingeflochten (Wongrowitz 785 christliche und 231 jüdische Einwohner, 21 evangelische, 82 katholische und 15 jüdische Hausbesitzer, Gollantsch 16, bzw. 60 und 24, Kletzko 70 mit ausreichendem Grund und Boden ausgestattete Ackerbürger) ¹⁾).

Ein äußeres Merkmal des Niedergangs waren die vielen wüsten Baustellen. Das 1813 abgebrannte Gollantsch hatte 1818 noch 22, begreiflich genug, da erst $\frac{1}{3}$ der Versicherungssumme gezahlt war. In Schokken gab es 35, deren Besetzung größtenteils dem Dominium oblag. Mogilno wies 1820 19 auf, Gnesen gar 90. Selbst am Ring standen halbfertige, von der Subhastation bedrohte Gebäude ²⁾. In der „sogenannten“ Stadt Kruschwitz lagen 14 Baustellen brach trotz Dotierung mit je 3 Morgen guten Ackers, aber dafür haftete darauf ein hohes Einkaufsgeld. Ein Hauptgrund für den Verfall war das Fehlen tüchtiger Maurer, Zimmerleute und Ziegelstreicher. Die wenigen vorhandenen konnten ihre schlechten Leistungen deshalb übertrieben teuer anbieten. In Wongrowitz fanden sich im Sommer sogar Maurer aus Böhmen ein, die im Herbst mit ihren Ersparnissen heimkehrten. Oft war auch die Herbeischaffung von Materialien schwierig. Bauholz kostete in Gnesen je Stück 15—20 R. Ziegeln gab es an vielen Orten überhaupt nicht. Darum waren selbst in dem wohlhabenden Powidz Dächer aus solchen ein unbekannter Luxus. Im Kreis Gnesen betrieben nur die Franziskaner eine Ziegelei, schlecht und bloß auf Bestellung. Sie verkauften 1000 Mauersteine für 15 und 1000 Biberschwänze für 18 R. Bei Schubin gab es mehrere Ziegeleien, aber zu wenig Ziegelstreicher. Sogar in den Domänen wurden keine Steine gebrannt. Nur im Amt Koronowo (Crone a. B.) zeugte eine Ruine von verschwundener Pracht. Die Durchführung baupolizeilicher Vorschriften scheiterte unter solchen Umständen an der Macht der Tatsachen. In Schneidemühl, das doch „ein ziemliches Ansehen“ hatte, gab es am Markt noch hölzerne Häuser

¹⁾ Von den 51 Städten des Departements hatte nur Bromberg 6000 Einwohner, während 15 unter 600 aufwiesen.

²⁾ Daher vermochte der Ort seine Garnison (2. Bat. 19. Inf.-Rgt.) nicht zu fassen. Die kümmerlich untergebrachten Soldaten mußten nach dem Brand von 1819 einstweilen nach Nakel und Schubin verlegt werden. Kasernen gab es nicht. Nur in Inowrazlaw war eine in Bau.

mit Strohdächern. In Mrotschen war das Rathaus am Ring, in Schokken die Fachwerkssynagoge mit alten Schindeln gedeckt. In Schubin drohte das Fachwerk des Rathauses mit dem Einsturz. Dabei war die dortige Gegend relativ günstig gestellt. Man konnte selbst auf dem Land bei allen Schornsteinen eine massive Bauart fordern.

Leipziger befürwortete dringend die Gewährung staatlicher Retablissementsgelder, ohne die an einen Ausbau der Orte nicht zu denken war. Nicht einmal in Gnesen war 1818 abzusehen, wie ohne namhafte Unterstützung die Stadt gebessert werden oder eine Neustadt entstehen sollte. Der Ort hatte besonders unter Kriegsdrangsalen gelitten. Die Armut, Hoffnungslosigkeit und Liederlichkeit der Bewohner waren daher begreiflich, erforderten aber umso dringender energische Heilmittel. Kruschwitz verdiente Berücksichtigung wegen seiner geschichtlichen Bedeutung. Er empfahl die Heranziehung guter deutscher Handwerker.¹⁾ Wohl litt das platte Land unter allgemeiner Leutenot, aber „noch mehr“ fehlte es an den notwendigsten Handwerkern. Da die Kommunen die Einrichtungs- und Betriebskosten nicht aufbringen konnten, schlug er die Anlage von Ziegeleien auf fiskalischem Terrain vor.

Straßenpflasterung.

Bei der großen Notlage geschah wenig für die Verkehrswege innerhalb der Städte. Die 1818 gut geflasterte Hauptstraße in Exin war eine Ausnahme. In Schubin wurden nur die Bürgersteige mit Steinen belegt. In Kletzko konnte das Pflaster kaum fahrbar genannt werden. In Mrotschen, einer „an sich alles anekelnden Stadt“, stöhnte selbst der genügsame Koziorowski über erbärmliches Pflaster. In Chodziesen fehlte es vielfach noch ganz. Ungeheure Kotmassen lagen in den Straßen, obwohl Sand zur Aufschüttung leicht zu haben war. Nicht einmal Rinnsteine hatte man gezogen. In Inowrazlaw wurden erst 1820 Steine zum Belag des Marktes angefahren. In den Straßen herrschte größte Unreinlichkeit, denn die zur Räumung verpflichteten Einwohner der Kämmereidörfer streikten. Leipziger hatte Bezahlung des Düngers als Rettung angeraten.²⁾

¹⁾ Ab und zu versuchten die Kreise Zimmerleute heranzuziehen.

²⁾ Sogar Brunnen fehlten vielfach wie in Gnesen, Inowrazlaw, Strelno, wo die Bürger die Vergütung ihrer Kriegsleistungen zu einer Neuanlage benutzen wollten.

Ursachen für den Verfall der Städte.

Als solche zählt Leipziger auf (c):

1. Die Verlegung der Sonntagsmärkte auf Wochentage, was die Bürger vielfach zwang, zu ihren Einkäufen selbst auf die Dörfer zu gehen, denn die noch nicht regulierten Bauern konnten bloß Sonntags zu Märkte fahren. Damit ging der Branntweinkonsum sehr zurück und „der ganze innere Verkehr war gelähmt“. ¹⁾ Man mußte die für die Provinz entschieden verfrühte Maßregel bis zur völligen Befreiung der Bauern von Hand- und Spanndiensten durch Wiedereinführung der Sonntagsmärkte vor dem Gottesdienst mildern. Die Jahrmärkte bestanden mancherorts nur noch dem Namen nach. In Mogilno wurden nicht einmal mehr Wochenmärkte gehalten. Mielschin hatte nur monatlich einen Schweinemarkt. Eine über die nähere Umgebung hinausgehende Bedeutung besaß allein der Adalbertsmarkt in Gnesen, der wichtigste Pferdemarkt der Provinz, die Haupteinnahme der Stadt. Aber auch er litt schwer unter dem strengen Pferdeausfuhrverbot aus Polen. ²⁾

2. Die Verpflichtung der Bürger zu unentgeltlicher Bewachung und Fortschaffung von Vagabunden und Verbrechern. Das Militär weigerten sich sogar schwere Verbrecher zu eskortieren. Der Druck wurde durch die geringe Zahl der Gefängnisse vermehrt. In Gollantsch war weder Wachstube noch Polizeigewahrsam vorhanden; die Arrestanten mußten deshalb unter Obhut mehrerer Bürger im Wirtshaus untergebracht werden. Selbst das Gefängnis in Schneidemühl, dem Sitz eines Landgerichts, hatte nur eine Stube, wo Verbrecher und Wechselarrestanten zusammensassen. Die Bürde störte, von der Verantwortung abgesehen, nicht bloß das ganze Erwerbsleben, sondern verursachte noch bare Ausgaben. Die Gendarmerie leistete keine Unterstützung. Leipziger wollte das Uebel wenigstens auf alle Schultern verteilen, also unter Konkurrenz des platten Landes, zumal „der Bürger ohnehin schon bei weitem mehr als der Bauer zu Abgaben und

¹⁾ Sehr störend wirkte die Verschiedenheit von Maß und Gewicht. In den meisten Städten und Domänen gab es geeichte Maße, aber die adeligen Besitzer hielten an den gewohnten Berechnungsmethoden fest. Der Eichungstarif war zudem recht teuer.

²⁾ Der Auftrieb betrug z. B. 1822 fast 2000 Stück, wovon 40 als Remonten zu 60—100 R. gekauft wurden. Gewöhnliche Pferde kosteten etwa 10 R.

öffentlichen Leistungen angezogen ist“. — Die Regierung erforderte auf seinen Bericht ausführliche Auskunft von den Landräten, um auf dieser Grundlage Abhilfe zu schaffen.

3. Die Höhe der Kommunalabgaben, die durch unangemessene Erhebungsart und unbillige Verteilung verschärft wurde. Gnesen hatte den höchsten Satz der Rauchfangsteuer zu leisten, was in Anbetracht der Reste die größte Schonung nötig machte. Auch das Emporblühen von Schneidemühl wurde durch diese namentlich auf der unbemittelten Klasse lastende Podymne gehindert. In Exin war ein zur Kammereikasse fließendes Aversum von 287 R. nach den Gewerbescheinen repartiert und faßte deshalb die Ackerbürger zu milde. Noch ärger war die Willkür in Wongrowitz, wo in herzoglich Warschauer Zeit die mit Land angesessenen Bürges die Lieferungen aufzubringen, die anderen die Höchstsätze der Podymne zu entrichten hatten. Diese Tarife waren unverändert beibehalten worden, obwohl die Lieferungen längst aufgehört hatten. Bei der Klassensteuer trugen sich die Kommunen mit dem Gedanken, sie durch die weit weniger unpopuläre Mahl- und Schlachtsteuer auszuschalten.

Da die Professionisten, Schuster, Schneider, Stellmacher, Schmiede, ihr Handwerk isoliert ohne fremde Hilfe betrieben, etablierten sie sich bönhasenartig in den nächsten Dörfern, wo sie den Kommunalabgaben aus dem Weg gingen. Deshalb wurden die Städte „immer entvölkerter und nahrungsloser“, Leipziger hatte sich schon auf seiner 1. Expedition überzeugt, daß, wenn die Städte erhalten werden sollten, „Künste und Gewerbe“ in den Dörfern untersagt werden mußten, so lange die Stadtbewohner noch besondere Kommunalabgaben, eine besondere Accise und überhaupt mehr Lasten als die Landbevölkerung bezahlen mußten. In den Schlußbemerkungen von 1820 spann er den Gedanken weiter aus: „Ein so großer Verehrer ich auch einer unbeschränkten Gewerbe-freiheit bin, und so sehr ich wünsche, daß auch die letzten Schranken zwischen Stadt und Dorf gebrochen werden, so glaube ich doch, daß man in einer Provinz, wo die Städte erst im Entstehen sind, einige kleine Ausnahmen machen muß, besonders unter den jetzigen äußeren Verhältnissen, die sich bei langem Friedenszustande eher für uns verschlimmern als verbessern möchten, weil überall mit der steigenden Produktion die unsrige entbehrlich wird“. Ein lebhafter Tauschverkehr von Stadt und Land wurde schon durch den Ackerbau innerhalb der städtischen Weich-

bilder verhindert. Deshalb wünschte er die Ackerbürger allmählich aus den Städten zu entfernen und dort gute Handwerker sesshaft zu machen. Die städtischen Steuern mußten sich bedeutend steigern, wenn einmal Schule und Polizei organisiert wurden. Da also die Gewerbefreiheit geradezu den Verkehr lähmte, erschien ein Gesetz notwendig, wonach in den nächsten 15 Jahren Professionisten außer Stellmachern und Schmieden auf die Städte allein verwiesen wurden. Die Regierung erklärte hierzu, die aus der unbeschränkten Gewerbefreiheit für die Städte erwachsenden Nachteile seien „allerdings anerkannt“ und bereits den Ministern vorgestellt. Diese hatten auf eine günstigere Wendung durch die neue Kommunalordnung vertraut. Das Kollegium rechnete darauf mit Gewißheit, weil alsdann die meisten Städte „unfehlbar in Dörfer verwandelt werden“ mußten. Auch glaubte es vor Einreichung motivierter Anträge über Aufbesserung der Städte die verheissenen Gesetze über die bürgerliche Verhältnisse der Juden und die Gewerbepolizei abwarten zu müssen.¹⁾

4. Die schlechte Produktion der Handwerker.

5. Die Liederlichkeit der Einsassen. Ueber beide Punkte heißt es: „Die Produktion sämtlicher Handwerker ist sehr schlecht, und übersteigt nirgends das Mittelmäßige. — Dieser Uebelstand rührt vorzüglich aus den herzoglich Warschauer Zeiten her, wo den Bürgern als Nationalgarden alle Exekutionen übertragen wurden. — Dadurch sind sie vorzüglich der Arbeit ab- und der Liederlichkeit zugewendet worden. — Von dieser Generation ist keine Besserung zu hoffen und deshalb unmöglich, die Erwerbsquellen ergiebiger zu machen. Es ist zu erwarten, was die Schulen hierauf für einen Einfluß äußern werden — aber durchaus notwendig durch Prämien bessere Arbeiter heranzuziehen“. Das Gesamturteil konstatiert mithin ein völliges Stagnieren des städtischen Wirtschaftslebens.

6. Die hohen Woll- und niedrigen Tuchpreise, die den Lebensnerv des städtischen Gewerbebetriebs überhaupt zerschnitten, denn unter seinen Zweigen stand die Tuchfabrikation bei weitem an 1. Stelle. Das russisch-polnische Schutzzollsystem hatte ihre einstige Blüte geknickt und nun focht sie ihren Todes-

¹⁾ An Zerboni 28. Juli 1920. — Die genannten Gesetze ließen leider noch lange auf sich warten, das über die Juden bis 1833. — Man beachte, daß freihändlerische Anschauungen damals die in der Bürokratie unbedingt herrschenden waren.

kampf gegen die inländische Konkurrenz um den deutschen Markt aus. „Tuchmacher, die nicht wenigstens Spinnmaschinen und ein bares Betriebskapital haben, müssen — sollte auch ein freier Verkehr mit Polen hergestellt werden — untergehen, da sie mit dem Fabrikarbeiter nicht Preis halten können, und ein schlechtes Produkt liefern. — Die häufige Auswanderung der armen Tuchmacher ist daher eher ein Vor- als Nachteil, denn andere, die hier bleiben wollen, arbeiten bereits als Tagelöhner und das ist vorteilhaft. — Die mit Spinnmaschinen und Betriebskapital erhalten sich wenigstens und fabrizieren. Hier ist keine Hilfe möglich — sie müssen ihrem Schicksal überlassen bleiben“. (c) Also nur dumpfe Resignation in der Erkenntnis, daß das Posener Tuchmachergewerbe zum Untergang bestimmt war, ein Seitenstück zu der Tragödie der schlesischen Weber und Spinner, ein anderes Kapitel aus der Tragödie des damals politisch zerrissenen, flottenlosen, dem Wettbewerb des meerbeherrschenden Albion schutzlos preisgegebenen deutschen Volkes.

Lage der Tuchfabrikation.

Im einzelnen traf Leipziger 1818 in Gollantsch noch einen arbeitenden Tuchmacher, der bei leidlichem Vermögen Maschinen und Rohmaterial zu kaufen vermochte. Seine Genossen waren fortgezogen oder zu anderen Berufen übergegangen. In Schokken war der Betrieb ganz eingestellt. In Czerniejewo (Schwarzenau) arbeiteten von 30 Tuchmachern noch 4. Die Stadt schien einem unvermeidlichen Verfall entgegenzueilen. In Witkowo hatten von 11 Meistern 9 andere Handarbeiten ergriffen. In dem durch große Brände heimgesuchten, aber doch zu den nahrhaftesten Städten gehörenden Lobsens war die Zahl von 40 auf 30 zurückgegangen, wovon nur die Hälfte Beschäftigung hatte. In Schneidemühl arbeiten 1821 noch 3, in dem armen Usch 4, die bei dem Mangel an Maschinen auf dem Aussterbeetat standen. In Budsin gab es noch 10 ärmliche Tuchmacher, aber 6 zogen aus dem Ackerbau ihren kümmerlichen Unterhalt; 4 arbeiteten dann und wann mit der Hand. Selbst in dem ziemlich verkehrsreichen Czarnikau übten nur noch 3 Meister ihr Stammgewerbe aus. Ferner gab es dort 2 Färbereien und einige von den Tuchmachern in Radolin und Schönlanke beschäftigte Tuchscheerer. In Filehne verfügten 3 Professionisten über Maschinen; die ärmeren wurden von den Juden gegen Tagelohn angestellt.

1821 führte seine Reise Leipziger nicht bloß durch die Außenposten, sondern durch die Zentren der ehemals blühenden Manufaktur. In Samotschin beobachtete er sogar einen mäßigen Aufschwung. Bei den z. Z. niedrigen Wollpreisen hatte sich der Absatz gehoben und die 145 Meister konnten leben. Allerdings hatten sie zumeist nur dank des Besitzes von Gärten und Wiesen durch den Ertrag von Ackerbau und Viehzucht die schlechten Konjunkturen überdauert. Sie fertigten ausschließlich ordinäre Tuche, das Stück 30×2 polnische Ellen zu 16 R., die für die besten des Bezirks galten und bedeutenden Absatz nach Westpreußen fanden, von wo sie wohl nach Polen geschmuggelt wurden. Den Zoll, 4 R. je Stück, konnten gewöhnliche Tuche nicht tragen. Die meisten Tuchmacher hatten Spinnmaschinen zu 30–40 Fäden und Streichmaschinen neuer Konstruktion, in deren Herstellung die heimischen Tischler eine erfreuliche Geschicklichkeit erworben hatten. Besonders ragte das Etablissement des unternehmenden Färbers Teske hervor. In Margonin war die Abwanderung bedeutend gewesen, da die Bürger nur Gärten, keine Aecker besaßen. Von dem Rückgang (1815: 105, 1821: 55) zeugten viele wüste Bauplätze. Indessen war mit geringen Ausnahmen der schlechtere Teil weggezogen, so daß sich der Verlust ertragen ließ. Die Zurückgebliebenen bemühten sich um die Anfertigung besserer Ware, bis 20 R. das Stück. Sie waren leidlich zufrieden und berechneten ihren Verdienst auf 5 R. je Stück. Sie fertigten von 23 Pfund Wolle ein Stück zu 10 R. und bezahlten den Stein Wolle zu $27\frac{1}{2}$ Pfund und $\frac{1}{2}$ Tara mit 7–8 R. Aber auch sie wußten wie alle ihre Konkurrenten ein Lied von den Betrügereien der jüdischen Händler zu singen, auf die der Landwirt angewiesen war, da nur sie ihm Vorschüsse machen konnten und wollten, und die ebenso die Tuchmacher in der Hand hatten, denen aus Mangel an Verlagskapital der Besuch entfernter Wollmärkte zum Selbst-einkauf verschlossen blieb. Da sie vielfach sogar das Rohmaterial auf Kredit entnehmen mußten, auch die Juden nur denen Tuche abkauften, die wieder Wolle von ihnen bezogen, waren sie, um nur in Arbeit zu bleiben, gezwungen, stillschweigend die ihnen beim Abwägen der Wolle durch Anfeuchten und Beimischen von Sand erwachsenden Verluste, bis zu 4 Pfund am Stein, zu erdulden. Der jüdische Zwischenhandel ließ sich gar nicht ausschalten, denn Woll- wie Tuchhandel waren gleichmäßig in Abhängigkeit vom jüdischen Kapital. Diesen unsauberen Manövern traten würdig

die der christlichen Walkmüller zur Seite, die selbst da, wo die Gewerke im Besitz eigener Mühlen waren, beim Walken eine Gewichtseinbuße von 4—5 statt $1\frac{3}{4}$ —2 Pfund am Stück Tuch unter günstigen Verhältnissen hervorriefen. Ferner war die gelieferte Wolle an sich vielfach minderwertig. Deshalb konnten die Meister aller Anstrengungen ungeachtet mit den Schlesiern und Märkern nicht konkurrieren. Auch die beiden ziemlich bedeutenden Färbereien in Margonin kamen nur mühsam auf ihre Rechnung. In Chodziesen hatte sich die Zahl der Tuchmacher von 150 auf 60 verringert. Preis und Absatz waren 1821 nicht schlecht. Der Versand erfolgte vielfach über Graudenz und Gollub nach Polen. Ein Tuchmacher fertigte im Jahr mit Frau, Gesellen und Dienstmädchen 100 Stück. An Nebengewerben hatten sich 5 Tuchscheerereien und 2 große Färbereien gehalten, doch letztere arbeiteten teuer, da Farbgewächse in der Provinz nicht gebaut wurden und Indigo im Preis sehr stieg. Das Stück besseren Tuches kostete beim Verlassen der Walke 22 R. 12 Gr., die Farbe 10 R., der Lohn des Scheeres 4 R., i. g. also 36 R. 12 Gr. Diese Fabrikate waren aber in der Tat sehr gut und zu gewöhnlichen Kleidern recht tragbar. Bei ordinärer Ware stellten sich die Zahlen auf zusammen 13 R. Hiervon konnte der Scheerer mit seinen Gehilfen 6—7, von der feinen Sorte nur 1 Stück am Tag scheeren. Immerhin stand er sich, volle Arbeit vorausgesetzt, besser als der Tuchmacher. In Schönlanke schließlich gab es noch 2 Färbereien, 4 Scheerereien, 311 Tuchmacher. Der größte Teil besaß Spinn- und Streichmaschinen.¹⁾ Aber die frühere Jahresproduktion von 20—24000 Stück war auf 8—11000 zurückgegangen. Der Absatz nach Breslau und von dort nach China hatte längst aufgehört. Trotzdem gaukelte das Trugbild einer Ermäßigung des Transitolls den Leuten die Hoffnung vor, daß er sich wieder finden werde. Inzwischen hatte sich der Verkauf wenigstens mit leichten Tuchen nach Leipzig gewendet, wurde aber durch die volle Verzollung unveräußert gebliebener Ware beim Rücktransport über die preussische Grenze behindert. Die Händler versuchten unter Spekulation hierauf die Preise natürlich zu drücken. Da die Bürger zumeist nur Gärten besaßen, waren sie indessen auf ihr Gewerbe angewiesen.

¹⁾ Näheres bei Pietrkowski: Die Tuchmacherei in Schönlanke. Zeitschr. d. Hist. Gesellsch. f. d. Provinz Posen Bd. 12.

Alles in allem huldigte Leipziger im Gegensatz zu seinem pessimistischen Urteil von 1818 in den Schlußbemerkungen von 1821 einer freundlicheren Ansicht. Er glaubte, daß dem Verfall des ganzen Gewerbes mit verhältnismäßig geringen Mitteln werde Stillstand geboten werden können. Von der Abwanderung nach Polen befürchtete er keinen dauernden Abbruch, weil gerade die minderwertigsten Elemente fortzogen und weil die gemachten Zusicherungen nicht erfüllt wurden, der Anreiz zur Emigration also sinken mußte, endlich, weil die im Posenschen bestehenden Hindernisse in Polen noch stärker obwalteten. Von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen regte er folgende Hilfsoperationen an: a) Erlaß eines strengen Verbots gegen Betrügereien beim Abwägen und Walken. b) Zollfreiheit beim Rücktransport aller in Leipzig nicht verkauften Tuche. c) Staatliche Unterstützung der Unternehmer beim Ankauf von Spinn- und Streichmaschinen, erstere zu 40 Fäden für 60–70, letztere für 80–100 R. d) desgl. Vorschüsse zum Wollankauf. e) Prämien für die besten Tuchmacher. f) Zuwendung von Militärlieferungen.¹⁾ g) Etablierung von Wollmärkten in der Provinz selbst.²⁾ „Unter diesen Bedingungen“ — versichert er — „bin ich überzeugt, ist unserer Tuchfabrikation radikal geholfen“, denn es war nicht einzusehen, warum der Posener Tuchmacher nicht ebenso gute und billige Ware schaffen sollte wie sein Konkurrent in den alten Provinzen, da er Rohmaterial und Lebensmittel wohlfeiler erstehen konnte.

Die Berichte der Regierung ergeben folgendes Bild: Im Juli 1817 betrieben noch 810 Tuchmacher ihren Beruf selbständig. 194 waren aus Armut zu anderen Handarbeiten übergegangen, 42 hatten sich im Ausland seßhaft gemacht. Dem Kollegium galt damals die Lage der Verbliebenen als aussichtslos. Ohne Maschinen und Kapital waren sie eigentlich nur Tagelöhner im Dienst der jüdischen Wollhändler. Es erschien am besten, den Dingen ihren Lauf zu lassen in der Hoffnung, daß recht viele umsatteln würden, zumal es der Landwirtschaft überall an Arbeitskräften gebrach. Selbst durch Wollmärkte war den meisten ohne Vorschüsse nicht zu helfen.

In Wirklichkeit war der Todeskampf des dem Untergang

¹⁾ Dieser auch von der Regierung erbetene Versuch wurde unternommen, doch die Lieferungen waren schlecht und erfolgten unpünktlich.

²⁾ Die erst 1837 erfolgende Einrichtung von Wollmärkten hat sich überraschend gut bewährt, kam aber zu spät.

geweihten Gewerbes ein überaus zäher, oft durch vorübergehendes Wiedererstarken unterbrochener. Schon im Oktober konnte die Regierung einen Aufschwung und vermehrten Absatz nach Polen registrieren. Im November wurden dorthin 664 Stück Tuch verkauft, im Dezember trotz des hohen Zolls — 20—26 Gulden à Stück — noch 280. Im Februar 1818 war der Absatz statt dessen nach Königsberg i. Pr. gerichtet. Im März passierten ungeachtet der hohen Wollpreise 168 Stück, im April 224, im Juli 236 die polnische Grenze. Im Herbst belebte das Gerücht einer Zollerleichterung auf 3 Düttchen à Pfund Tuch den Handel sehr lebhaft. Im November wurden 548 Stück ausgeführt nebst 68½ Schock weißer Leinen, im ganzen für 1694 R. Im Januar 1819 wurden 1010 Stück Tuche und für 4000 R. andere Fabrikate oder bereits versteuerte Materialwaren abgesetzt. Doch schon stieg das Gespenst einer neuen Zollerhöhung auf, und seit dem März wurde die lakonische Bemerkung, daß Handel und Wandel gänzlich stockten, zur stereotypen Phrase, ebenso die Klage über Mangel an Geld und Kredit. Im September war die Ausfuhr nach Polen auf 118 Stück Tuch, 256 Pfd. Leinen und 91 Pfd. Baumwollenwaren gesunken.

Die Spitzenklöppelei.

Ein schwacher Ersatz für die sterbende Tuchmacherei war das in Lobsens, Czarnikau, Filehne und namentlich Chodziesen¹⁾ betriebene Spitzenklöppeln, ein Ueberbleibsel der einst vom Generalfabrikendepartement im Netzedistrikt angesetzten Industrie.²⁾ Leipziger stellte ihm keine ungünstige Prognose und die bisherigen Anläufe schienen Unterstützung zu verdienen. Es fehlte nur an Mustern und Anleitung, um die Produkte zu einem bedeutenden Handelsartikel zu machen. Der Gewerbebezweig gewann noch dadurch an sozialer Bedeutung, daß sich ihm gerade die sonst höchstens dem Schacher fröhnenden Judenweiber widmeten. Er wollte durch die Gesamtheit der alttestamentarischen Glaubens-

1) Hier wurde auch Florband gefertigt.

2) In Czarnikau waren über 50 Menschen mit der Klöppelei beschäftigt. Vgl. M. Bär: Westpreußen unter Friedrich d. Großen. Leipzig 1919, Bd. I. 471, Anm. 6. Diese Hausindustrie war von dem Juden B. Veit Ephraim mit Genehmigung des Generaldirektoriums angesetzt worden. Ein Wahrzeichen der früheren preuß. Herrschaft trug Usch in Gestalt einer jetzt ungenutzten Pflanzung von über 200 Maulbeerbäumen; vgl. Kiewning: Seidenbau und Seidenindustrie i. Netzedistrikt. Zeitschr. der Histor. Gesellschaft für die Provinz Posen Bd. 10 u. Bär I 578.

genossen einen Prämienfonds aufbringen lassen und dafür aus Schneeberg i. S. einige Lehrerinnen berufen. Auch von kleinen staatlichen Ermunterungsgeschenken war gute Wirkung zu erwarten. Die Regierung, die Leipzigers Einfluß bei Zerboni kannte, berichtete dem Oberpräsidenten geflissentlich, daß sie alle angängigen Administrativmaßregeln erwogen habe und auch die Spitzenklöppelei nach Kräften zu fördern beabsichtige.

Sonstige industrielle Unternehmungen.

Größere industrielle Betriebe fehlten völlig. Die Hoffmann'sche Wagenfabrik in Gollantsch fiel auf, weil sie 9 Menschen beschäftigte. Sogar in Gnesen waren, einige Schankstätten und Gerber, einen Hutmacher und Wagenbauer ausgenommen, „alle Handwerker schlecht und arm“ (c). In Schneidemühl war eine leidliche Gerberei im Gange, die vornehmlich Pferdehäute bearbeitete. Die Tiere wurden meist von Juden zu 15 Gr. bis 1 R. das Stück gekauft. Im Sommer erstanden die Händler auch bessere Rosinanten, die sie den Bürgern zur Bestellung ihrer Gärten gegen 2—3 R. Miete überließen, um sie erst im Herbst zu schlachten. In Wongrowitz bildeten Kürschnerei und Schuhmacherei die Hauptnahrungsquellen. Nach den Regierungsberichten lag aber auch der sonst nicht unbeträchtliche Umsatz in Leder ganz darnieder. Die Durchschnittspreise betrugen für ein Roßleder 2, für eine Ochsenhaut $2\frac{1}{2}$ - 3, für eine Kuhhaut 2 R., für ein Kalbleder 6 Sgr.

Ganz verkommen war eine Salpetersiederei im Domänenamt Lojewo. Da Salpeter billiger aus dem Ausland bezogen werden konnte, hatte der kontraktlich zur Aufrechterhaltung des Betriebes verpflichtete Pächter 1817 nur 2 Ztr. produziert und mühsam an Juden abgesetzt. Eine Anlage im Amt Koronowo verfiel unbenutzt (a).¹⁾

Der Handel mit dem Ausland.

Der schon erwähnte Niedergang des Handels mit Polen hatte das wirtschaftliche Leben der Grenzorte gebrochen. Schon im Januar 1816 stöhnte die Regierung, daß es nur Inlandshandel gäbe (ebenso März 1818). Als im Juli 1821 eine Zollerhöhung den Handel mit Rum und Branntwein erschlug, beantragte sie eine gleiche Steigerung der preußischen Zollgefälle, fand aber mit solchen

¹⁾ Der billige Bezug aus Südamerika tötete damals ganz allgemein die Eigenerzeugung des europäischen Kontinents.

Vorschlägen beim Handels- und Finanzministerium stets taube Ohren. 1817 hatte vielmehr eine kgl. Verfügung dem Grenzzollamt Gniewkowo die Befugnis zur Erteilung von Ausgangsscheinen entzogen, sodaß im ganzen Departement kein Ausgangszollamt mehr existierte und die Produkte über Peysern oder Thorn geleitet werden mußten. Daher war es notwendig, polnisches Getreide mit Geld anstatt mit Waren zu bezahlen (Ber. v. Nov). Seit 1822 durften Kolonialwaren überhaupt nur noch durch Wasserzollämter in Polen eingelassen werden. 1824 unterband eine Beschränkung des dortigen Hausierhandels den Detailbezug preußischer Waren. Im September 1821 hatte die Ausfuhr aber bereits nur noch betragen : 211 $\frac{1}{2}$ Ztr. Materialwaren, 264 Eimer Getränke, 37 Stein Cichorie, 3348 Pfd. Färbewaren, 170 Pfd. Indigo. Die Geschichte des Handels ist mithin abgesehen vom Import landwirtschaftlicher Erzeugnisse eine Leidensgeschichte im vollsten Sinne des Wortes.

Wirtshäuser.

Dem geringen Verkehr entsprach die traurige Verfassung der Wirtshäuser. In den Kreisstädten Mogilno und Wongrowitz gab es keine. Menschen und Tiere mußten auf der Straße bleiben. 1818 fand Leipziger die Gastwirtschaften außer in Gnesen „sehr schlecht“. Später hatte dort nur der Schwarze Adler Gnade vor seinen Augen, und das Dorado der Reisenden war der einem Juden gehörige, reinliche und gut möblierte Goldene Löwe in Schneidemühl,

Das Judentum.

Die starken, armen, in Aberglauben befangenen¹⁾ jüdischen Gemeinden wurden nicht gerade als kulturfördernder Faktor empfunden. Das erfreuliche Bautätigkeit und Aufstieg zeigende Inowrazlaw war z. B. durch rapide Vermehrung seiner israelitischen Einwohner förmlich vom Untergang bedroht (1810: 830, 1820: über 1800).²⁾ Dabei wußten 50 Familien am Morgen nicht, wovon sie mittags leben sollten. Unaufhörlich gab es zwischen der Judenschaft und der Kommunalverwaltung Zank. Das Journal des Bürgermeisters wies daher monatlich 130—140 Nummern auf.

¹⁾ In Schönlanke wollten einige Fanatiker, vom Rabbiner bestärkt, die fast fertige neue Synode wieder abbrechen und auf dem Platz der alten feuergefährlichen erbauen.

²⁾ Nach Lewin: Gesch. d. Juden in L. (Bd. 15 d. genannten Zeitschr.) waren 1810 2593 jüdische Einwohner in der Stadt, 1814 nur noch 846 über 2 Jahre alte.

Immerhin fand Leipziger 1821, daß die Juden mehr und mehr ihre alten Gewohnheiten ablegten, zum Ackerbau übergingen und sich zu Feld- und Gartenarbeit verdangen. In Gniewkowo waren mehrere mit Häusern ansässig, deren bedeutende Ländereien sie gut, wenn auch vorerst mit christlichem Gesinde, bestellten. In Gnesen hatte die Gemeinde treu zu Preußen gehalten und lieber 600 R. bezahlt als nach dem Verlangen der Warschauer Regierung den schwarzen Adler im „Elefant“ ihres Gotteshauses mit einem weißen übertüncht.

Städtebrände und Feuerlöschwesen.

Den Gründen für den Verfall der Städte gesellte sich die durch Leichtsinns der Bewohner,¹⁾ schlechte Bauart und Mangel an Löschgeräten verschuldete Häufigkeit verheerender Brände zu. Gniewkowo hatte überhaupt keine Löschutensilien, Schokken ermangelte eines Gelasses für die vorhandene Rohrspritze. Schönlanke mit 3 Spritzen und zureichenden Wasserkufen stand unerreicht. Die gewaltigste Katastrophe jener Jahre war die Feuersbrunst vom April 1819, die in Gnesen 235 Gebäude vernichtete und über 300 Familien obdachlos machte. Im folgenden Monat äscherte ein Brand zu Lobsens 87 Gebäude ein. Schon 1821 fiel wieder ein großer Teil der Stadt dem heimtückischen Element zum Opfer. Auch Kiskowo (und das Dorf Dratzig (110 Familien obdachlos) litten schwer. Im Mai 1822 sanken in Tremessen 24 Wohnhäuser und das Rathaus in Asche, 101 Familien verloren Hab und Gut. Zu Usch gingen im September 35 Wohnhäuser in Flammen auf. Gollantsch war seit dem Brand von 1813 ganz verarmt und hatte „wenig Nahrung“. Fordon verlor 1826 94 Häuser mit 240 Familien. Die Privatwohlthätigkeit vermochte nur ungenügende Hilfe zu gewähren. Die staatliche Unterstützung beschränkte sich auf einzelne Fälle. In ungewöhnlich hohem Maße wurde sie dem Zentrum des Polentums, Gnesen, zuteil, freilich, ohne den gebührenden Dank zu ernten.²⁾

Das Verhältniß der Städte zu ihren Grundherren.

Ein weiterer Uebelstand war die Abhängigkeit der Mediat-

¹⁾ In Schubin wurden die Heuschöber zwischen den Häusern aufgestapelt.

²⁾ Es wurden fast 180 000 R. gezahlt und außerdem noch Domänen-äcker zur Verfügung gestellt.

städte von ihren Grundherren. Sie führte zu vielen, am Wohlstand der Bürger zehrenden Prozessen, namentlich wegen des oft mit großer Härte geübten Propinationsrechts (Samotschin, Schönlanke.)¹⁾ Gollantsch²⁾ führte stetige Kämpfe vor Gericht mit dem Grafen Mielzynski, Czerniejewo stritt um die Entnahme von Brenn- und Bauholz, Schokken wegen des Propinationsrechts und Grundzinses. Nur bei obsiegendem Urteil im 1. Falle konnte die Stadt sich heben.

Versandungen.

Neben den allgemeinen bedingten mehrfach individuelle Ursachen den Verfall eines Ortes. Einige Städte wurden von bösen Versandungen heimgesucht. In Schulitz waren 1818 nur noch Gärten und Aecker an der Weichsel benutzbar; die ganze Gegend nach Süden und Südwesten bildete „ein Sandmeer“, das sich bis in die Stadt erstreckte. Die Einwohner waren zur Anlage der notwendigen Schutzpflanzungen zu arm³⁾ Auch bei Schneidemühl wogte eine Sandwüste, bei Stöwen an der Straße von Schönlanke beginnend, 1 Meile lang, $\frac{1}{2}$ breit, nur von Bauminselfn, Bocksbart und Immortellen bedeckt und den Weg überflutend, so daß kein Bauer zu Markte kam. Zum Ankauf von Getreide und Futter waren die Einwohner deshalb auf jüdische Zwischenhändler angewiesen, was eine furchtbare Teuerung zur Folge hatte (s. w. u.) Erst von der Fertigstellung der Berliner Chaussee, der 1. im Bezirk, ließ sich bessere Zufuhr erhoffen.

Holz mangel.

Ein empfindlicher Holz mangel traf besonders das waldarme Kujawien. Die Klafter Brennholz kostete in Inowrazlaw 4, in Gnesen 5 R. Die Ausbeutung der häufigen Torfstiche hatte in der Regel keinen lohnenden Erfolg. Im Amt Schönlanke mußte, da es hier genügend Wald gab, der Bruch auf Rutenabstich verpachtet werden (g).

¹⁾ Das kgl. Amt nahm angeblich über 100% Profit, denn die Tonne Bier zu 12 Metzen Gerste mußte mit 2 R. 16 Gr. bezahlt werden.

²⁾ Die Bürger hatten das Recht, 12 Mal im Jahr zu brauen; außerdem besaß ein Kaufmann gegen 24 R. Kanon ein Exklusivprivileg zum Schank von Wein und Spirituosen.

³⁾ Die Regierung ordnete sofort Untersuchungen an, um Sicherheitsmaßregeln treffen zu können.

Das Aufblühen einzelner Städte.

Verhältnismäßig selten begünstigten besondere Umstände das Aufblühen einzelner Städte. Als Sitz vieler Behörden und Garnisonort¹⁾ erhob sich Bromberg allmählich aus tiefer Verkommenheit. Es wurde Mittelpunkt des polnischen Holzhandels und profitierte von dem Verkehr auf dem Netzekanal.²⁾ Die nach ihm belebteste Stadt, Nakel, war Quartier einer Schwadron. Das Gedeihen Schneidemühls hing von dem Verbleiben des Landgerichts ab. Seit dessen Organisation bis 1821 wurden 34 Baustellen besiedelt. Der Grundstückswert war um $\frac{2}{3}$ gestiegen. Die Mieten standen recht hoch. Andernfalls erklärte Leipziger den Ort für verloren. Höchstens ein Bataillon konnte einigen Ersatz bieten. Auch ein praktischer Grund zu einer Aenderung war nicht vorhanden. Es konnte alles deutsch verhandelt werden, da in den 3 zugehörigen Kreisen selbst die Bauern polnischer Abkunft deutsch verstanden. Freilich war das Gericht in 3 hölzernen Häusern wenig feuer- — und wie die Erfahrung bald zeigte, — diebessicher untergebracht. Der Neubau entsprach einem dringenden Bedürfnis.

Landwirtschaftlicher Betrieb in den Städten.

Die Mehrzahl der Orte waren Ackerbaustädte und agrarwirtschaftlich fundiert. Das kleine Powidz stach angenehm hervor, denn die Bürger besaßen 27 Kulm. Hufen und ein Kämmereidorf brachte jährlich 400 R. Es war eben eine Ausnahme, wenn ein Ort wie Filehne „ziemlichen Verkehr“ hatte

¹⁾ Reitende Batterie Nr. 10 (vorübergehend) und Füsilierbat. 5. Infrgt., das, im Mai 1817 nach Elbing verlegt, durch das 1. Bat. 19. Infrgt. aus Halle ersetzt wurde. — Das Departement war schwach belegt, zumal im Sept. 1816 das 1. und 2. Bromberger Landwehrrgt. in Bromberg, Schneidemühl, Gnesen und Fordon auf Cadres reduziert wurde. Tremessen und Inowrazlaw (später dafür Czarnikau) hatten je eine Escadron (etwa 100 Köpfe und Pferde.) Die Landwehr war im August 1817 so weit formiert, daß die 3 Bataillons à 490 Mann und 3 Escadrons à 45 Mann zusammengezogen werden konnten. Im April 1820 trat ein neuer Verlust ein, da der garnisonierende Stamm des 1. Bataillons des Bromberger Landwehrrgts. von Schönlanke nach Landsberg a. W. übersiedelte. Das siegreiche Preußen konnte, weil man von Frankreich keine Reparationen erpreßte, die Kriegsleiden nur durch äußerste Einschränkung seiner Rüstungen überwinden.

²⁾ Neben den Holzflößen passierten den Kanal Kähne:

	Aug. 1817	Okt. 1817	Apr. 1818	Juli 1822	Mai 1828
von Nakel	22	94	138	49	93
nach „	98	31	148	69	94

oder wie in Labischin sich die Armut weniger fühlbar machte, obgleich die Einwohner nur Wiese und Hutung ihr eigen nannten. Das erträgliche Vermögen von Schubin-Altstadt beruhte auf dem die Bürger vornehmlich ernährenden Viehstand. Aber selbst der Ackerbau stand unter schlechtem Stern. Oft waren die Bürger noch dienstpflchtig. In Gollantsch mußte jeder Ackerbürger 10 Schock Getreide einfahren, jeder Bürger, auch wenn er keinen Grund und Boden besaß, 5 Handtage leisten oder 3 R. entrichten. Die Verpflichteten behaupteten, dafür früher freies Bau- und Leseholz gehabt zu haben. In dem gewerbelosen Mogilno waren die Einwohner hinlänglich mit gutem Acker dotiert, hielten ihn aber in schlechter Kultur, vielleicht weil der See ihnen durch Fischfang lohnendere Beschäftigung bot. Oft wurde eine Besserung durch Gemengelage der Grundstücke erschwert, denn selbst die Städte waren noch nicht zur Separation gelangt. In Schönlanke standen die Felder sogar polizeilich unter getrennter Aufsicht. Bürgermeister und Amt lagen deshalb dauernd in Streit. In Mrotschen war der Acker so zersplittert, daß die Bürger nur 8 Metzen zur Aussaat in jedem Feld hatten. Obwohl sie dem Amt 400 Scharwerkstage leisten mußten, waren sie zu stolz, um ihr Brot durch andere Feldarbeit zu verdienen; sie hielten es für unziemlich, daß Bürger Bauernarbeit verrichteten.

Das platte Land.

Hier ist scharf zwischen dem umfangreichen Domänen- und Privatbesitz zu scheiden. Unsere Gewährsmänner widmeten ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich ersterem.

Die Domänen. — Baulicher Zustand.

Die Gebäude waren stark vernachlässigt. Der Baufonds reichte nicht hin und nicht her. Oft hören wir von umgeworfenen oder mit Einsturz drohenden Ställen und Scheunen, von berechtigten Klagen der Pächter über die ihnen aus den zu kleinen Gebäuden erwachsenden Verluste. Ein Kennzeichen der allgemeinen Stumpfheit bildete das Fehlen der Zäune. Auch die Höfe kgl. Vorwerke waren vielfach nicht umfriedet. In einzelnen Aemtern mangelten noch gänzlich Wehr und Waffen gegen Feuersgefahr. Kozirowski hielt es des Beispiels wegen für dringend geboten, die vorhandenen Lücken schleunigst auszufüllen.

Pacht- und Wirtschaftsverhältnisse.

Die Generalpachten waren vorwiegend an Deutsche, die Unterpachten vielfach an Polen vergeben.¹⁾ Wirtschaftlich bestanden i. g. erträgliche Verhältnisse, obwohl die Sünden der Vergangenheit sich noch fühlbar machten. Die meisten Amtleute waren tüchtige, manche um das Wohl der Provinz hervorragend verdiente Männer. Der Viehstand von Cords-Ryszewo und namentlich seine Bemühungen um die Pferdezucht waren aner kennenswert. Schmidt-Polskawies war bereits zu regelmäßiger 3 jähriger Düngung übergegangen, Nehring-Mogilno baute auch etwas Klee. Auf dem schweren Boden dieses Kreises war die Kultur von Futtergewächsen gegen die Unkrautplage wichtig. Sonst war der „Futterkräuter- und Kartoffelbau — selbst auf den Aemtern — noch in seiner Kindheit“ (c). Auch die Unterpächter, Deutsche wie Polen, wurden zumeist als umsichtig und rührig gelobt. In der Verwaltung hatten sich auch Polen gut eingewöhnt. Allerdings mußte noch 1819 ein des Deutschen gar nicht mächtiger Aktuar entfernt werden.

Bäuerliche Regulierung.

Die bevorstehende, mit vielen Veräußerungen, Abbauten, Dismembrationen und sogar Auflösung ganzer Vorwerke verbundene Eigentums-Verleihung und Regulierung der bäuerlichen Einsassen führte oft zu völliger Ungewißheit über die Zukunft und lähmte die Tatkraft der Pächter.²⁾ Es war gleich viel vom sozialen wie ökonomischen Standpunkt aus zu bessern. Auf einigen Vorwerken lagen die Felder im Gemenge, auf anderen waren die Grenzen nicht behügelte und unsicher. In Schönlanke sollte ein Teil der Forsten bei dem guten Boden in Aecker verwandelt werden, aber vorangehen mußte die Ablösung der allenthalben eingetragenen Hutungsservitute. Die einzelnen Besitzungen waren dabei in ungünstigster Gemengelage untereinander und mit den Behleschen Gütern. Schon frühere Separationsversuche hatten ohne das geringste Ergebnis zu unzähligen Schreibern und Kosten geführt.

¹⁾ Das Amt Mursinno (Morin) war früher an einen Juden verpachtet, aber arg verloddet.

²⁾ Oberster Grundsatz blieb es für die Regierung, den vorgefundenen Pächtern bei gleichen Pachtangeboten vor allen Fremden den Vorzug zu belassen. Sie war himmelweit davon entfernt, wie es heut in Polen geschehen ist, diese Leute noch vor Ablauf ihrer Kontrakte unter Konfiskation ihres Vermögens von Haus und Hof zu jagen.

Der private Großgrundbesitz.

Er stand noch auf tiefer Stufe, sogar im fruchtbaren Mogilnoer Bezirk. Bei gehöriger Düngung und Bearbeitung konnte nach Schätzung Leipzigers der Ertrag um mehr als 50% gesteigert werden. Nirgends waren Viehhaltung und Ackerfläche im richtigen Verhältnis. Nur v. Seydlitz-Winiec und v. Tschepe-Broniewice ragten unter den Besitzern hervor. Noch härter beurteilt wurde der gesegnete Kreis Inowrazlaw. Der Rapsbau war im Wachsen, aber sonst mangelte es einschließlich der Domänen an Kultur. Der Acker wurde schlecht behandelt, der Bau von Futtergewächsen vernachlässigt, Feldgräben fehlten. „In den adligen Gütern ist eine erbärmliche Wirtschaft, die Gebäude fallen ein, die Bauernwohnungen sind elende Hütten, das Zug- und Milchvieh erbärmlich, die Ackergeräte schlecht — die bäuerlichen Einsassen ohne alle Industrie, ohne den geringsten Trieb, etwas außer der Befriedigung ihrer gewöhnlichen Bedürfnisse tun zu wollen. Eine ganz andere Menschengattung muß dahin, soll der Kreis die Kultur erreichen, deren er fähig ist.“ Czarnikau und Chodziesen hatten überwiegend leichten Boden. In ersterem war nur v. Zacha-Strelitz und Graf Skórzewski-Margoninsdorf für die Hebung von Landwirtschaft und Viehzucht tätig, in letzterem kam Graf Blankensee-Filehne mit seinem Brennereibetrieb und seiner Schafzucht vorwärts. Den besten Eindruck machte der fruchtbare Wirsitzer Kreis, der reichste des Departements. Man sah fast überall veredelte Schafe und gut gebaute Landhäuser. Hier war auch der einzige wirklich hervorragende und die ganze Nachbarschaft heilsam beeinflussende Oekonom des Landes ansässig, Oberamtmann *Mietzel*-Lischkowo. Er wirtschaftete schon 1820 in 10 Feldern, weil er so am schnellsten in 3 jährige Düngung zu kommen hoffte. Dann wollte er zur 5/6 Felderwirtschaft übergehen, so daß ihm die Bestellung der halben Brache möglich wurde. Sein Beispiel zeigte, daß der Landwirt bei zureichenden Fonds und Fleiß, richtiger Auffassung der Marktlage und Kenntniss aller Branchen, wenn auch nicht prosperieren, doch noch bestehen konnte, trotz der auch ihm oft auferlegten Abhängigkeit von jüdischen Händlern.

Eine Sonderstellung unter dem polnischen Adel nahm Graf Bninski-Samostrzel (Walden) ein. Sein Reichtum gestattete ihm nicht nur sportliche Liebhabereien wie große Opfer für die Pferdezucht und die Anlage einer mit böhmischen Insassen

bevölkerten Fasanerie, sondern auch eine weitzügige Organisation seiner Wirtschaft nach Mietzels Muster.

Die Bauern.

„Das platte Land ist überall im Aufblühen; höchst vorteilhaft zeichnen sich die Eigentümer vor den Lassbauern aus“, berichtet Leipziger 1818. Deshalb mußte die Separation und Freimachung „der Bauern beschleunigt und dabei mehr auf die politische Tendenz, die Bauern der Regierung zu gewinnen, als das Finanzielle, die baren Einnahmen zu vermehren, berücksichtigt werden“

Die Leute befanden sich natürlich in sehr ungleichartiger Lage. Auf den Privatgütern oft der herrschaftlichen Willkür preisgegeben und nach Belieben von der heimatlichen Scholle verjagt, waren sie auf den Domänen mitunter in günstigster Position. „In der Kolonie Spital (Amt Mursinno) wohnt bereits die 2. Generation von 14 schwäbischen Familien. Die sehr guten Gebäude, die angelegten Obstbäume, die vortrefflich bearbeiteten Felder gewähren einen erfreulichen Anblick. Nach der Versicherung des Domänenbeamten sind alle diese Kolonisten wohlhabend und jeder von ihnen besitzt einige tausend Taler bares Geld“ (a). Die Einsassen jenes Amtes machten überhaupt den Eindruck vermögender Wirte. In Jankendorf (Kr. Chodziesen) standen die Abgaben ganz außer dem Verhältnis zum Wert der umfangreichen Besitzungen. Die Holländerei Usch, nach ihrem emphyteutischen Privileg schon 1813 expiriert, befand sich 1820 noch unverändert in dieser günstigen Verfassung. Die auf Emphyteuse ausgetanen Vorwerke gewährten in der Regel bedeutende Einnahmen. Im Kreise Chodziesen besaß ein großer Teil der Einwohner seine Höfe eigentümlich und die deutsche Mundart war „die herrschende“; sie wurde auch von ursprünglich polnischen Bauern gebraucht (e). Ebenso überwog im Kreise Czarnikau ein gut situierter Bauernstand, was sich in besseren Gebäuden und den mit Obstbäumen geschmückten Gärten ausprägte. Vom Gesinde hören wir nur, daß in einigen Aemtern viele Instleute nicht in getrennten Baulichkeiten, sondern in besonderen Stuben der Bauernhäuser wohnten.

Wirtschaftlich zeigte die Masse noch wenig Regsamkeit. Vielfach wurden die Höfe wegen der drohenden Regulierung kurzfristig verpachtet und kamen dabei außer Kultur, da weder Herr noch Bauer Aufwendungen machten. Flachs wurde bei Gnesen, Mogilno und Schokken in bedeutendem Umfang gebaut und die Frauen bereiteten daraus gute Hausleinwand. Vollständig

vernachlässigt war der Hopfen, weshalb es in ganzen Kreisen „kein trinkbares Bier“ gab. Auch Tabak pflanzte man nur stellenweise in größeren Mengen (Amt Znín), denn der Ztr Blätter wurde höchstens mit 4–5 R bezahlt. Zudem wirkte die Steuer namentlich wegen der damit verbundenen Weitläufigkeiten hemmend. Die Produzenten gingen lieber allen Vexationen dadurch aus dem Wege, daß sie unter 5 Quadratruten Bodenfläche bepflanzten.

Die Viehzucht.

Sie bildete geradezu das Rückgrat des landwirtschaftlichen Betriebes. Leipziger erachtete es für eine durchaus richtige Spekulation Mietzels, daß er auf sie das Hauptgewicht legte. An 1. Stelle stand wie im ganzen Osten die Schafzucht. Aber fast überall, auch auf Domänen, herrschte noch das System der Mietsschafe, wobei der Schäfer als ein Emolument das Recht empfang, eigene Pfleglinge, s. g. Vorvieh, zu halten, sie mit der herrschaftlichen Herde auf die Gutsweide zu treiben und bei seinem meist häufigen Umzug mitzunehmen. Dadurch wurden Epizootieen verschleppt, von Betrügereien wie dem Vertauschen frisch gefallener Lämmer zu schweigen. Es war deshalb beinahe zum Dogma geworden, daß sich die Wollträger im Departement nicht veredeln ließen, sondern stets sehr bald einer Seuche zum Opfer fielen. Sehnsüchtig erwarteten die Interessenten eine neue Schäferordnung, um dem eingebürgerten Unwesen durch gesetzliches Verbot der Mietsschafe zu steuern (v. d. Reg. wiederholt bestätigt). Immerhin war 1818 schon der Anfang einer Veredelung bemerkbar. Auch hier ging Mietzel voran. Seine Schafe lieferten im Durchschnitt $2\frac{3}{8}$ Pfd. Wolle, der Ztr. zu 70–80 R. Der geschorene Hammel brachte 2 R. 16 Gr. Seine Kühe gaben täglich 20–24 Quart Milch, seine Schweine waren besonders gesucht und wurden mit 10 R. bezahlt. Ein von ihm gemästetes Prachtexemplar wog 306 Pfd. Die steigende Tendenz der Pferdezucht wurde durch den Mangel an Deckhengsten erschwert (c). Hier besaß allein der Staat die Mittel, um als Pionier voranzuschreiten. Die Regierung war schon wegen der Abhaltung von Remontemärkten vorstellig geworden.

Auch die Viehzucht litt aber selbstverständlich unter Stockung des Verkehrs, Geldmangel und Absatzschwierigkeiten. Sie stand vielfach wie die gesamte landwirtschaftliche Urproduktion unter dem Erzeugungspreis. Die Hoffnung auf Exportmöglichkeiten nach Polen infolge Freigabe der Ausfuhr über Inowrazlaw

trog (Reg. Jan. 1818). Statt dessen dauerte eine nicht unbeträchtliche, nur zeitweise durch Grenzsperre gegen Seuchengefahr (Rinderpest) unterbrochene Einfuhr an. Anfang 1821 war der Preis für Kühe auf 2–3 R. gesunken und nach guten Rassen bestand gar keine Nachfrage. Dagegen kostete 1822 der Ochse wieder bis zu 30 R., das Schwein 5–6 R. Die Preiskurve bewegte sich also in starken Wellenlinien. Eine mühselige Tätigkeit der Behörden erforderte die durch die Indolenz der Einwohner sehr erschwerte Bekämpfung von Lungen-, Maul- und Klauenseuche, Rotz, Milzbrand, Schaf-Pocken und -Räude, wobei es noch gänzlich an Tierärzten gebrach.¹⁾

Obstbau.

Fast wie eine Bagatelle erschien neben den Mängeln der Landwirtschaft die Vernachlässigung von Obst- und Gartenkultur. Ansätze zur Besserung werden aber auch hier verzeichnet. Den Reisenden imponierten vor allem die Baumschulen einiger Domänenpächter und das Etablissement eines aus Schlesien zugewanderten Gärtners im Amt Turza.

Landwirtschaftliche Nebengewerbe.

Von solchen wurden nur Brauerei und Spiritusbrennerei in bedeutendem Umfang betrieben. An letzterer hing auf vielen Gütern Sein oder Nichtsein des Besitzers. Mietzel nutzte auch diese Konjunkturen und baute selbst Kartoffeln im großen. Sogar in einem wenig ergibigen Jahr wie 1821 hatte er 4600 Scheffel geerntet und profitierte nach eigener Aussage 4 R. an der Tonne Branntwein, die er zu 17 R. losschlug, den Scheffel Erdäpfel zu 7 Gr. gerechnet. Saenger-Grabionne hatte, seinen Standesgenossen voraus-eilend, sich einen Apparat nach den letzten Erfindungen von Pistorius zugelegt. Pächter und Direktor der großen Brennerei waren Schüler des Meisters selbst. Das Unternehmen mußte

1) Jm Reg.-Bez. wurden gezählt: Juni 1816		April 1820	1912
Merinos oder ganz veredelte Schafe	5 822	} 45 000	} 126892
halb " "	31 207		
Gewöhnliche Landschaft	275 433	ca. 270 000	
	312 462	315 000	
Pferde	32 423	31 469	119 350
Rindvieh	103 176	110 661	336 883
Schweine	?	55 434	401 564

prosperieren, aber auch viele Konkurrenten töten. Ebenso hatte der Generalpächter von Weißenhöhe, Richter, einen Apparat und ausgebildeten Brenner von Pistorius bei freier Station und 300 R. Gehalt bezogen und gewann nun vom Scheffel Branntwein gut 10 Quart Spiritus zu 80⁰/₀. Aehnlich Bninski, dem 20 Quart Maische 1 Quart Branntwein zu 50⁰/₀ lieferten. Hiernach konnten bei zweckmäßigem Einmäischen von allen Getreidearten und Kartoffeln die Versteuerungssätze erreicht werden. Sonst aber traf der am 1. Juni 1819 eingeführte, schwer nach der Güte des gebrauchten Apparats und des Rohmaterials abzustufende Blasen zins, der die schlecht arbeitenden Betriebe zu hart, die gut funktionierenden zu gelinde anfaßte, gerade die rückständigen Brennereien der Provinz Posen vernichtend. Er erregte allgemeine Unzufriedenheit und Verzagtheit. Es gab kein Mittel mehr, um das Vieh zu erhalten. Die Getreidepreise fielen, fast alle Brennereien standen still (Reg. Juni und Juli 1819). Stein fügte bitter hinzu: „Nach meiner vieljährigen Dienst Erfahrung hat noch nie ein Gesetz eine so ungeteilte unangenehme Wirkung hervorgebracht; fast alle Branntweimbrennereien sind versiegelt und werden es auch höchst wahrscheinlich noch sehr lange zum größten Nachteil der kgl. Kassen bleiben“ (b). Man bat um eine Fixation nach den im Lande erreichbaren Sätzen. Bereits im folgenden Jahre wurde wirklich in Preußen statt des Blasen zinses die Maischraumsteuer eingeführt, mit der man auch im Großherzogtum Posen bessere Erfahrungen machte (Reg. Aug. 1820). Wenigstens die kleineren Brennereien begrüßten die Umwandlung mit Freude und die größeren wurden durch den Fortfall der bisherigen Beschränkung des Debits entschädigt. Als ein Mangel stellte sich die vorgeschriebene monatliche Entrichtung des Steuerbetrags heraus, da sie den Betrieb von den jeweiligen Kassenverhältnissen des Besitzers, nicht von seinem Vieh- und Getreidebestand abhängig machte. Als Remedur wurde ein 3 monatiger Kredit vorgeschlagen (Reg. Apr. 1821). Kleine Gutsherren konnten freilich auch jetzt nicht Preis halten, da sie einen tüchtigen Brenner nicht zu bezahlen vermochten. Während in den Städten mit der Zeit auf angemessene Fortschritte zu hoffen war, blieb zu wünschen, daß die unbedeutenden Landbetriebe nach mäßigen Sätzen gegen die Verpflichtung fixiert wurden, nur für den eigenen Bedarf zu brennen. Eine Quelle der Unzufriedenheit blieb die Branntwein-

steuer unter allen Umständen, da das Gewerbe früher steuerfrei ausgeübt wurde und in Polen noch unbelastet war.

Allgemeine Lage der Landwirtschaft.

Nach dem Gesagten war die allgemeine Lage der Landwirtschaft keine rosige und die schwere, ganz Preußen heimsuchende Krisis der 20er Jahre kündigte sich an. Ueberall hatten die Besitzer mit Leutenot zu kämpfen. Nirgends, am wenigsten in Kreis Wongrowitz, gab es ein richtiges Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem kultivierten Areal, was die Löhne in die Höhe trieb. Man durchreiste weite Flächen, ohne ein Haus zu sehen. Die im Inventar gerissenen Lücken hatten die Gutsherren zu ergänzen versucht, aber der Uebergang zu Neuerungen wurde durch die Nachwirkungen der Kriegszeit verzögert. Dazu kam die das inmitten seiner am Prohibitivsystem festhaltenden Nachbarn freihändlerische Preußen erdrückende Konkurrenz des Auslandes. Die niedrigen diesseitigen Eingangszölle wurden durch wüsten Schmuggel völlig illusorisch gemacht¹⁾ Die alte wirtschaftliche Einheit Polens war trotz der Wiener Traktate von Rußland gesprengt und es beutete in eigennütziger Gestaltung der Verkehrs- und Handelsverhältnisse die Gefälligkeit und Schwäche Preußens rücksichtslos aus. Der Kreditmangel ließ ein starkes Fallen der Bodenpreise befürchten. Jetzt, da „bei dem immerfort steigenden Kartoffelfraß die Getreideconsumtion um die Hälfte vermindert wird, ist es wohl notwendig, daß jeder, auch der geringste Erwerbs- und Gewerbszweig sorgfältig aufgenommen und nach allen Kräften genährt und unterstützt werde“ (e) Namentlich der Getreidebau rentierte sich mehr und die notdürftigen Ersatz schaffende Viehzucht und Brennerei verlangten die Möglichkeit des Anbaues von Futterkräutern und Kartoffeln auf großen Feldkomplexen, was die Gemengelage verhinderte. Wie sollte aber der Domänenpächter Kowalski - Mrotschen 4000 R. Pacht erschwingen, wenn obenein seine Brennerei in die Erde versunken, seine Brauerei im desolatesten Zustand war?

Die Getreidepreise waren nicht nur hauptsächlich wegen des verlorengegangenen Absatzes nach England und Schweden niedrig, sondern auch großen örtlichen und zeitlichen Schwankungen unterworfen.

¹⁾ Besonders Spiritus wurde eingeschwärzt, weshalb die Regierung immer wieder um Stationierung berittener Gensdarmen bat.

Es kostete der Berliner Scheffel:

im		Weizen		Roggen		Gerste		Hafer	
		R.	Gr.	R.	Gr.	R.	Gr.	R.	Gr.
März 1816	(Warschau: 23 G. 15 Gr. 16 G. 14 G. 15 Gr. 10 G.)								
	Bromberg	2.	4.	1.	4.	0	20.	0.	18.
Dez. 1816	„	4	—.	2.	10.	2.	—.	0.	22.
	Inowrazlaw	3.	4.	1.	22.	1.	20.	0.	22.
Febr. 1817	Bromberg	4	4.	2.	15.	1.	12.	1.	2.
	Wirsitz	4.	16.	2.	12.	1.	8.	1.	4.
Sept. 1817	Bromberg	2.	16.	1.	16.	1.	7.	1.	—.
	Wirsitz	3.	—.	2.	—.	1.	12.	1.	4.
Juni 1819	Bromberg	2.	13.	1.	20.	1.	6.	1.	—.
	Mogilno	2.	2.	1.	14.	1.	4.	—.	22.
	Chodziesen	3	16.	2.	8.	1.	9.	1.	6.
Okt. 1820	Bromberg	1.	13.	—.	22.	—.	17.	—.	16.
	Mogilno	1.	6.	—.	20.	—.	14.	—.	10.
	Schubin	1.	20	1.	4.	—.	22.	—.	18.
Febr. 1821	Bromberg	1.	8.	—.	20.	—.	17.	—.	9.
	Chodziesen	—.	23.	—.	17.	—.	11.	—.	11.
	Schneidemühl	2.	—.	1.	4.	—.	16.	—.	12.

Infolge des Gerüchts von einer Mißernte in England schnellten im September 1821 die Preise in die Höhe, bei Spiritus von 30–33 auf 39–40 R. pro Tonne. Die Getreidepreise bewegten sich folgendermaßen:

	Jan. 1822	Apr. 1822	Mai 1823	Sept. 1823
Weizen	1. 10.—1 25.	1. 10.—1. 20.	1. 21.—2. 15.	1. 3.—1. 24.
Roggen	0. 20.—0. 29.	0. 20.—0. 27.	1. 17.—2. 1.	0. 14.—0. 26
Gerste	0. 12.—0. 20	0. 12.—0. 15.	0. 27.—1. 15.	0. 10.—0. 17.
Hafer	0 9.—1. 6	0. 9.—0. 13.	0. 26.—1. 5.	0. 10.—0. 10. 1)

Die billigen Notierungen in Bromberg waren eine Folge der reichlichen Zufuhr zu Wasser, im April 1816 13 100 Scheffel Weizen und 11 270 Scheffel Roggen. Die Regierung verzeichnet oft eine lebhafte Verschiffung nach Danzig und bedeutende Durchfuhr aus Polen.

Auch der Staat war ein schlechter Konsument, da der militärische Bedarf teilweise von den Amtseinsassen geliefert wurde (Zinsroggen). Der Ankauf des Restes war bei der Firma Lewin Caspar in Filehne monopolisiert. Im Frühjahr 1820 hielt jeder

1) Die Getreidepreise erreichten damals den größten Tiefstand seit Beginn des 7 jährigen Krieges.

Landwirt bei einer starken Entwertung aller Produkte möglichst zurück und es wurden erhebliche Vorräte aufgespeichert. Als dann die nächsten Monate keine Besserung brachten, die Aussicht auf freien Export nach England schwand, griff doch einmal der Fiskus ein und wirkte im friederizianischen Stil durch seine Roggenmagazine als Preisregulator, was als große Wohltat empfunden wurde (Reg. Dez. 1821 u. Jan. 1822).

Verkehrswege und Meliorationen.

Der natürliche Reichtum des Landes wurde bei weitem noch nicht erschöpft. Meliorationen und Kolonisationen versprachen die Gewinnung vorzüglicher Ackerflächen aus den weiten Hutungen und Wiesen des Netzebruches. Die Trockenlegung des Bachorzebruches (Amt Lojewo) erörterte Stein. Als wichtigstes Verkehrsproblem für die Verwertung der Landesprodukte betrachtete Leipziger neben einer Schiffbarmachung der Netze von Gembitz ab die Erschließung der fruchtbaren Gefilde Kujawiens auf der Montwy unterhalb des Goplosees.¹⁾ Den kleinen Besitzern fehlte es durchaus an Gespann zum Verfahren ihrer Ware und das war umso bedenklicher bei dem bevorstehenden Fortfall der bäuerlichen Dienste. Bei Erhaltung der Landwege hatte wieder der polnische Staat versagt, denn sie ließen vielfach gerade auf fiskalischen Besitzungen zu wünschen übrig. Die polnischen Landräte klagten in Wegebausachen nur über geringe Unterstützung durch die Domänenbesitzer. Auch wurde viel Geld und Kraft durch unzweckmäßiges Flickwerk verpufft. Es fehlte an Leitung und Aufsicht. Man zog die Gräben zu klein oder gar nicht und bepflanzte die Straßen mit rasch verdorrrendem Birken- und Kieferngesträuch. Eine gepflasterte Dorfstraße (Stieglitz Kr. Czarnikau) wird als Seltenheit erwähnt.

Kirchenwesen.

Die meisten evangelischen Geistlichen entfalteten eine würdige, segensreiche Tätigkeit. Ein Zusammenschluß der einzelnen Richtungen mit ihren kärglichen Mitteln war dringend geboten. Eine Zersplitterung wie in Schokken, wo die kleine, auf dem Aussterbeetat stehende reformierte Gemeinde noch eine

¹⁾ Dieser Eifer wurde rasch gezügelt, denn ein vor 1806 entworfener Plan zur Schiffbarmachung von Netze und Montwy erforderte 205 583 R., sodaß man auch jetzt die Ausführung verschob (Reg. an Zerboni 28. Juli).

besondere Kirche neben der lutherischen unterhielt, konnten sich die armen Leute nicht leisten,¹⁾ wenn auch ihre Gotteshäuser i. g. besser waren als die katholischen. Aber in Strelno mußte Kirche in einem Privathaus gehalten werden, das zugleich eine Schankwirtschaft beherbergte. „In der traurigsten Verfassung“ war die Kirche zu Chodziesen und gar nicht mehr reparaturfähig die zu Witkowo (d), wo der Prediger durch den neuen Grenzzug viele Gemeinden und einen großen Teil seines Einkommens verloren hatte. In Kletzko, dessen 113 evangelischen Einsassen sich nur 100 aus der Nachbarschaft anschlossen, waren zum Neubau der abgebrannten Kirche erst 300 R. gesammelt. Notwendig war die Gründung eines evangelischen Kirchensystems für Mogilno und die größere Zahl genügend wohlhabender Gemeinden der Umgegend.²⁾ Eine Beihilfe zum Bau der Wongrowitzer Kirche befürwortete Leipziger teils, um der Stadt im ganzen aufzuhelfen, teils, um mehr Deutsche hin zu ziehen. Andererseits durften sich Lobsens, Filehne, Schönlanke würdiger Gotteshäuser rühmen und auch Schneidemühl, bis auf die künstlerische Monstruosität des Gebäudes mit seinem schmutzigen Anstrich, einer „Satyre auf den guten Geschmack“. Außerdem fehlte ein Turm für die vorhandene Glocke und für die Orgel mußten die Mittel mühsam erbettelt werden.

Einzelne evangelische Gemeinden wurden durch ihre Zugehörigkeit zu katholischen Pfarrern schwer belastet. In Bialosliwie waren 36 von 44 Wirten katholisch, aber alle mußten den Sackzehnten an den katholischen Geistlichen entrichten, ebenso die 11 evangelischen Wirte in Wolsko (Kr. Wirsitz) an den Probst zu Miasteczko (Friedheim).

Aus sehr verschiedenartigen Elementen setzte sich der katholische Klerus zusammen. Im ganzen fand ihn Leipziger „über seine Erwartung“. Der Einfluß des aufgeklärten, loyalen Offizials v. Siemienski trat dentlich hervor. Mehrfach bestand erfreuliche Harmonie zwischen den Seelsorgern beider Konfessionen. Aber Fälle sittlicher Verkommenheit gab es noch immer. Im Franziskanerkloster zu Inowrazlaw fand Stein neben dem

¹⁾ Die Verschmelzung erfolgte erst 1883. S. hatte damals noch 224 protestantische Einwohner; vgl. Werner: Gesch. d. evang. Parochieen i. d. Prov. Posen. Lissa 1904. 356.

²⁾ Die Einleitung wurde prompt getroffen, führte aber erst 1833 zum Ziel; vgl. Werner 220.

podagrakranken Guardian nur noch einen Insassen, der ihm um 10 Uhr früh „so betrunken entgegenkam, daß er sich nicht auf den Füßen halten und nicht sprechen konnte“ und er war nach Versicherung des Bürgermeisters täglich in dieser Verfassung, las aber zum größten Skandal noch Messe und hielt Predigt. Auch der polnische Probst zu Filehne war als großer Bachusverehrer bekannt und Leipziger mußte ihn um 12 Uhr aus sanftem Schlummer wecken.

Die materielle Not der Priester wurde vielfach übertrieben, ja es gab recht fette, „vorzüglich gut“ dotierte Pfründen, deren Inhaber besser gestellt waren als hohe Beamte. Die Probstei zu Schneidemühl warf angeblich über 2000 R. jährlich ab. In Kreis Gnesen blieb, wenn 3 nicht lebensfähige Sprengel mit den benachbarten verschmolzen wurden, nur eine schlecht ausgestattete Probstei übrig, während mehrere über 1200 R. eintrugen. Es war natürlich ein Mißgriff, wenn das Konsistorium in Posen dem Probst zu Usch ohne sein Ansuchen einen wegen Unkenntnis des Deutschen in jener Gegend ganz unbrauchbaren Vikar auf den Hals schickte und ihm Zahlung von 200 R. an diesen nebst freier Wohnung zumutete und dadurch seine eigenen Einkünfte unverhältnismäßig schmälerte.

Traurig war der Anblick der katholischen Kirchen, vor allem der königlichen Patronats. Darum konnten die adligen Patrone nicht wohl zu irgend welchen Leistungen angehalten werden. Viele der Gebetsstätten drohten mit dem Einsturz, einige waren schon eingefallen. Im Amt Turza war die zu Junczewo „aus allen Fugen“, die andere zu Gorzyn mußte geschlossen werden. In Schokken fand kein Gottesdienst mehr statt, denn das Gebäude war „sehr baufällig“. Oft waren die Kirchen mit Stroh oder Schindeln gedeckt. In Labischin versammelten sich die Katholiken in einem Bretterverschlag in der Ruine ihres vor 60 Jahren abgebrannten Gotteshauses, wo es überall durchregnete und die Kuppel beinahe zusammenfiel. In der Pfarrkirche in Inowrazlaw konnte bei nasser Witterung keine Messe mehr gelesen werden. Kiskowo und Mrotschen leisteten sich den Luxus von 2 Kirchen, doch mußten die Cemeinden teilweise unter freiem Himmel bleiben.

Das Schulwesen.

Hier herrschten gleichfalls im allgemeinen traurige Zustände. Durchschnittlich war die evangelische Jugend besser

darán als die katholische. In der Domäne Bialosliwe blieb letztere ohne Unterricht. In Pawlowo (Amt Gnesen) diente die stattliche Schulstube als Holz- und Viehstall. Der ungebildete Probst vertrat den klassischen Standpunkt, daß ihn die Schule nichts angehe. In Podanie kümmerte sich trotz des schönen neuen Gebäudes der schwache Lehrer mehr um Wirtschaft als um sein Amt, aber sein klägliches Gehalt ließ ihm keine andere Wahl. Selbst in manchen Städten fehlte noch eine besondere Schule. In Budsin wurden die Katholiken in einer elenden Stube des Hospitals unterrichtet. In Czerniejewo gab der Kantor der evangelischen, der Organist der katholischen Jugend Anweisung. Auf des letzteren pädagogische Talente waren auch die katholischen Kinder in Witkowo und Kiskowo beschränkt. Die evangelische Gemeinde besaß hier ein passendes Gebäude, aber in der Schulstube fand der Inspizient „statt Kinder Kühe und Schweine“. In Kletzko empfangen die evangelischen Knaben und Mädchen nur einen Tag in der Woche Unterricht in der Lehrerwohnung, in Mtotschen wurde aus Mangel an Lokalitäten kein katholischer Unterricht erteilt. In Inowrazlaw leisteten die jüdischen Schulen nichts. Der katholische Vikar hatte nur für 20 Kinder Raum zur Verfügung. Das für eine Simultananstalt ausersehene Franziskanerkloster war im Stadium rasch fortschreitenden Verfalls. Für die dringend notwendige neue Schule konnte zum Glück auf erhebliche Beiträge der Kommune gerechnet werden. In Gnesen gab es vor dem Brand eine schlechte Schule auf dem Dom und je eine mittelmäßige jüdische, evangelische und katholische, die nicht die Hälfte der schulfähigen Kinder fassen konnten, sodaß von 554 258 ohne allen Unterricht aufwuchsen. Wohltätigen Einfluß übte der aber schon 1823 gestorbene Pfarrer Schramm, der selbst noch junge Leute im Deutschen unterwies und sich zur Anlage eines kleinen Schullehrerseminars bereit zeigte. Aber es mußten 250 evangelische Kinder in die Anfangsgründe des Wissens eingeweiht werden und nur ein Lehrer befaßte sich mit der dornenvollen Aufgabe. Relativ günstig war es um die Jugend beider Bekenntnisse in Lobsens bestellt unter Aufsicht des Superintenden ten Hanow und des Kommendars Müller, und in Schönlanke, wenigstens bei den Evangelischen, was hier wie meistens Hand in Hand ging mit erfreulichen kirchlichen Ver-

hältnissen und einträchtigem Wirken der beiderseitigen Seelsorger. In Lapienno wollte sich der dem Dekan beigeordnete Vikar, der „ziemlich deutsch sprach“, der Schule annehmen. In Powids wirkte ein dreier Sprachen kundiger tüchtiger Lehrer. In Wongrowitz waren die Kinder gut gefördert, obwohl der Präzeptor, allerdings in einem anderen Haus, Branntweinschank betrieb. In Usch hatte der wacker einspringende Probst einen Bürger vermocht, die größeren Kinder in die Geheimnisse der Sprache Ciceros einzuführen. Aber wie oft war der Raum des Schullokals zu knapp bemessen.

Bei der allgemeinen Organisation des Schulwesens fehlte es an einem bestimmten Plan. Leipziger riet, sich bis zum Erlaß eines neuen Reglements mit interimistischen Kreisephoraten unter Vorsitz des Landrats zu begnügen. Dieser sollte die polizeiliche und ökonomische Seite der Verwaltung besorgen, ihm aber für die technische je ein evangelischer und katholischer Geistlicher beigegeben werden. Alle Verfügungen mußten durch seine Hände gehen, damit man wußte, wo die Akten zu suchen waren. Beim Landratsamt Schubin waren nur über 8 von 22 Schulen Akten aufzutreiben, und selbst in der Regierungsregistratur mangelten Notizen über manche Anstalten ganz. Vielfach eingeschärft wurde der Satz: „Es dürfen neue Schulen nicht eher organisiert werden, ehe die vorhandenen konsolidiert sind — besonders auf dem Lande, da es ohnehin überall an tüchtigen Lehrern fehlt und vorläufig genug Schulen vorhanden sind“. Durch die Ausgestaltung der gegenwärtigen Institute geschah alles unter den obwaltenden Verhältnissen mögliche und es blieb ein ausreichendes Feld zu fruchtbarer Tätigkeit. Von den Schulen im Kreis Mogilno wird 1820 gesagt, sie seien im Werden, aber vor Erscheinen eines Schulgesetzes müßte der Weiterbau auf die Städte beschränkt bleiben, denn die Landgemeinden seien zu arm und die Gutsbesitzer würden sich vor legislativer Festlegung ihrer Verpflichtung zu keinen Leistungen verstehen.

Durch eine Reihe von Beispielen belegt Leipziger die zwingende Notwendigkeit, alle Schulsysteme eines Orts ohne Rücksicht auf die Konfession zu vereinigen. Er verleugnet den vorurteilsfreien Standpunkt der Aufklärung auch in dieser Frage nicht und zeigt sich über engherzige orthodoxe Bedenken

erhaben, wenn er dem Satz: „Es muß in den kleinen Städten auf die Einrichtung von Simultanschulen gedrungen werden, da es überall an Mitteln fehlt, zwei verschiedene Schulen zu gründen“, hinzufügte: „und weil es überhaupt zweckmäßig ist. Es muß den Leuten vorzüglich gemacht werden, daß der Schulunterricht von dem Religionsunterricht wesentlich verschieden ist, weil sie überall besorgen, daß die Religion des Schullehrers auf die Zöglinge übergehen würde.“

In Gollantsch sollten je eine evangelische und katholische Schule eingerichtet werden. Dafür waren zwei Räume, 10 Fuß lang und breit nebst zwei Kammern angewiesen, worin die beiden Lehrer mit ihren Familien „hausen“ und unterrichten mußten. Die Unmöglichkeit war „einleuchtend“ und die Errichtung einer konfessionslosen Anstalt „das Einzige, was hier geschehen kann.“ Auch in dem kleinen Schokken, Wongrowitz und Labischin war die Verschmelzung ratsam, ebenso in Strelno, wo sich unter dieser Voraussetzung ein brauchbares Institut schaffen ließ, und dem „nahrhaften“ Czarnikau, wo die evangelische Anstalt nur ein räumlich unzulängliches Bürgerhaus war. Zur Aufbringung der Kosten wollte man die Mehl- und Schlachtsteuer um 25% erhöhen, was der Ort füglich tragen konnte. In Filehne beabsichtigte Graf Blankensee eine gemeinsame Schule in Vorschlag zu bringen. Die Regierung plante in der Tat unter geeigneten Voraussetzungen die Errichtung simultaner Anstalten (Bartschin 1818, Exin, Kruschwitz, 1820, Schneidemühl 1821). Leider traten dem die Wühlereien beschränkter Diener der Kirche öfter entgegen, so in Kwieciszewo nach Angabe des Bürgermeisters Molinski die des Predigers Neander, obwohl das kleine Städtchen unmöglich 2 Schulen erhalten konnte. Leipziger legte der Regierung aber die Mahnung ans Herz: „Es wird besonders notwendig, auf die Jugend bald möglichst durch eine gut organisierte Schule einzuwirken, da die Bürger dieser kleinen Landstädte unbedenklich die verdorbenste Klasse der Bevölkerung ausmachen“. Das Kollegium drängte auf schnellste Aufhebung der Klöster, um die Gebäude für Schulzwecke zu gewinnen (Gnesen).

In der Klosterschule zu Pakosch, einer höheren Lehranstalt, traf der Referent 1820 noch über 200 Schüler und wurde „in französischer Sprache ziemlich, in deutscher sehr sehr schlecht angeredet“. Selbst der s. g. „Professor“ des

Deutschen „drückte sich nur sehr verworren aus“. Man mußte das den staatlichen und pädagogischen Zielen gar nicht mehr entsprechende Institut je eher je lieber aufheben.¹⁾ Die vorzüglichen Gebäude, die einladende Gegend, die Wohlfeilheit der Lebensmittel machten es wünschenswert, zum Ersatz des Schullehrerseminar nach Pakosch zu verlegen, dessen Bewohner sich vorwiegend von den Schülern ernährten. Dieser Gedanke Leipzigers war undurchführbar, denn das Stadt- und Landschullehrerseminar war schon im Mai 1820 mit 20 Zöglingen, wovon 14 Unterstützung empfangen, in Bromberg eröffnet worden und sollte einigermaßen dem so fühlbaren Lehrermangel abhelfen, daß die Regierung die Befreiung der Pädagogen von der Militärgestellungspflicht anstrebte (Juni 1820).

Bromberg war Sitz des einzigen Gymnasiums. Wenige Tage nach seiner Eröffnung (30. Juli 1817) stiftete die dankbare Bürgerschaft einen Verein zur Unterstützung armer Schüler. Im Oktober wurden die 3 im Karmeliterkloster untergebrachten für 4—5000 Kinder berechneten Elementarschulen der Stadt eröffnet, 2 für Knaben, eine für Mädchen. Es wirkten daran ein Rektor, 4 Lehrer, darunter ein Pole, 2 Lehrerinnen, ein Hilfslehrer. Die Anstalten waren simultan, nur der Religionsunterricht getrennt. Der Bromberger Schuletat belief sich auf 2000. Eine städtische Schuldeputatio war mit der Verwaltung des Schulwesens betraut. Für die meist des Lesens und Schreibens unkundigen Lehrlinge wurden regelmäßige Sonntagsstunden organisiert. Der Stadtbaurat erteilte ihnen Zeichenunterricht. Auch in der Provinz waren hier und da bereits Versuche mit unentgeltlichen Sonntagsschulen gemacht.

Einige Zahlen mögen das Bild ergänzen. Das Gymnasium beherbergte 1820/1 schon 205 Schüler und hatte die ersten 3 Abiturienten entlassen. 1821 waren 35 Elementarschulen verbessert, 16 (2 evangelische, 7 Simultane) neu gegründet, 21 Schulhäuser erbaut. 10 Lehrer hatten einen Kursus zu Schloppe in Westpreußen mitgemacht, 12 waren im Bromberger Seminar unterwiesen worden. Sämtliche evangelischen und simultanen Anstalten hatte man einer Revision unterzogen.

1822 wurden 17 Schulen neugegründet, davon 4 in Städten,

¹⁾ Die Aufhebung erfolgte 1822; vgl. Laubert in „Aus dem Posener Lande“ 1909.

13 erweitert, 9 Schulhäuser gebant, 44 Lehrer eingeführt. Unter Leitung der Pfarrer fanden zu gegenseitiger Anregung Lehrerkonferenzen statt. Einen bedeutsamen Aufschwung hatte nach Aufhebung der Klosterschule zu Tremessen die dortige Chorschule, die einzige polnische Mittelschule des Departements, genommen. 1823 verließen 5 Abiturienten das Gymnasium, deren 4 der genannte Verein unterhalten hatte. Beim Seminar wurde eine mit 40 Zöglingen besetzte Uebungsanstalt eingeführt. Den vom Schulrat des Kollegiums geleiteten methodologischen Kursus besuchten 44 Lehrer. Bei neuen Elementarschulen war das Schulgeld in der Regel abgeschafft und der Etat auf feste Beiträge begründet. Sonntagsschulen bestanden fort, doch hielt es schwer, einen regelmäßigen Besuch zu erzielen.

Direkte Steuern.

Bei der finanziellen Lage Preußens mußte der Fiskus die Stenerschraube unbarmherzig bis an und nicht selten bis über die Grenze der Leistungsfähigkeit seiner Untertanen anziehen. Die direkten Steuern lasteten deshalb fast unerträglich auf dem Volk und beeinflussten seine Stimmung auf das ungünstigste. Nächst der Podymne wurde die Klassensteuer in Stadt und Land drückend empfunden. (Gesetz v. 30. Mai 1820). Sie war besonders den ärmeren Schichten verhaßt und erregte allgemeines Mißvergnügen. Leipziger schrieb darüber 1821: „Wer da weiß, was jetzt für vier Thaler baar Geld bei dem Bauern bedeutet, der wird sich nicht wundern, wenn sie in dieser Abgabe den Verfall ihrer Wirtschaften, ihren Ruin vorausbe- fürchten, und sollte diese Abgabe nicht ermäßigt, sondern noch erhöht werden, so weiß ich in der Tat nicht, was daraus entstehen wird. — Wenigstens muß ich rathen, wenn sich die Zeiten nicht in einer ungehofften Art auf das günstigste ändern sollten, diese Abgabe mit aller Schonung einzuziehen — und überall auf eine Ermäßigung vorzüglich für die ärmere Klasse anzutragen“. Das Departement war „unbedenklich“ das ärmste im Staat nach Viehzucht, Gewerbe, innerem Verkehr und äußerem Handel. Es hatte keine bedeutende Stadt, kein Geld, keine Kapitalisten, keine der Produktion angemessene Konsumtion. Darum hatte es Anspruch auf finanzielle Berücksichtigung; es war unklug, die Steuern vorwiegend auf die niederen Volksschichten zu wälzen und unbillig, die Steuer-

maschine ebenso stark wie in anderen Provinzen anzuspannen. Ähnliche Anschauungen vertrat die Regierung. Schon im Juli 1820 klagt sie über die Abgabeerhöhung und eine durch die Vorbereitung zur Klassensteuer erregte peinliche Sensation. Diese wuchs nicht sowohl wegen der Belastung an sich als wegen der unangemessenen Verteilung (Sept.) Im November hieß es: „Der Steuerjammer dauert fort“; man hatte schon zu Exekutionen greifen müssen,¹⁾ nicht wegen des bösen Willens, sondern glatter Prästationsunfähigkeit der Einsassen. Bei der geringen Zahl der Stufen — ursprünglich höchstens 6 — fühlten sich viele prägraviert. Vor allem für den Landmann war die Abgabe unerschwinglich. Dazu trat die in alten Provinzen fehlende, notorisch sehr ungerecht auferlegte Rauchfangabgabe, eine Erbschaft aus der Zeit der polnischen Adels Herrschaft. Das Gewerbesteuergesetz vom 30. Mai 1820 hatte zwar den Handwerker mit unbedeutendem Verlag abgabefrei gemacht (§ 12), doch Müller, Schanker, Brenner, Höker fühlten sich schwer getroffen und erwarteten sehnsüchtig das verheißene Gewerbepolizeidelikt.²⁾ In den Grenzkreisen wurde obenein durch das viele umlaufende polnische Geld erschwert, wogegen die preußische Münze verschwand. Zu alledem forderte man jetzt noch rückständige Gerichtssporteln aus südpreußischer Zeit, deren Aufbringung an Unmöglichkeit grenzte. Obwohl namentlich bei kleinen Handwerkern mit größter Milde verfahren wurde, hatte doch die Klassensteuer die Bauern und die ärmere Landbevölkerung der Regierung „gänzlich entfremdet“.³⁾ Viele wollten Einlieger werden, um in eine tiefere Stufe zu kommen, viele mußten ihre Erute sofort veräußern. Die geplante Neuklassifizierung konnte nur eine Verschlimmerung bringen, wenn sie nicht eine gerechtere Verteilung der

1) Für die 400 vom Bürgermeister zu Nakel wegen Nichtentrichtung der Klassensteuer gepfändeten Gegenstände wollten selbst die Juden bei den Versteigerungen nichts mehr zahlen.

2) Auch die vom Finanzministerium nach Erlaß der Steuergesetze v. Mai 1820 angeordnete Kommunalkassenverwaltung weckte allgemeine Unzufriedenheit. Die meisten Gemeinden konnten aus ihrer Mitte keinen qualifizierten Steuereinnahmer vorschlagen und mußten mit hohen Kosten fremde Beamte anstellen (Reg. Dez. 1820).

3) Auf diese Schilderungen hin befahl der König den Ministern, bei der Erhebung ohne Härte gegen die Unbemittelten vorzugehen und die Regierungen danach zu instruieren (27. Febr. 1821).

bisherigen Summe, sondern eine Erhöhung bedeuten sollte (Ber. für Sept. 1821). Wirklich wird im folgenden Monat berichtet, daß die Ergänzung der Klassensteuergesetze den Mut der Einwohner noch mehr gelähmt habe¹⁾ und zu Vergleichen mit Polen anregte. Das Publikum äußerte seine Enttäuschung mit großem Mißmut. Auch die Angaben der Unterinstanzen hallten wider von Klagen der Einwohner über böse Zeiten und hohe Abgaben und häufige Prägravationsbeschwerden. (Jan. 1822). Endlich kamen die neuen Belastungen durch die Landwehr hinzu, die das Institut unbeliebt machten (März u. April 1816).

Stimmung der Einwohner.

Auffallend wenig hören wir über die politische Stimmung. Der völkische Gegensatz wird kaum gestreift. Die bedauerliche Abwanderung der Tuchmacher beurteilt man nur unter gewerblichem Gesichtspunkt, ohne die daraus dem Deutschtum erwachsende Einbuße in Rechnung zu ziehen. Von den Kreisen Czarnikau, Chodziesen und Wirsitz sagt Leipziger ganz allgemein: Sie sind in Hinsicht auf Agrikultur, Gewerbe und inneren Verkehr den übrigen Kreisen voraus. „Besonders erfreulich ist es, die genaue Verbindung der hier überall gemischten deutschen und polnischen Nation wahrzunehmen, sowohl in den höheren als in den niederen Ständen; besonders leben diese im Wirsitzer Kreise in brüderlicher Eintracht. Die neuern und neusten Vorfälle im Königreich Polen²⁾ und die... Nachricht, daß in Berlin eine Commission zur Redaktion der Constitution niedergesetzt ist, haben die beste Sensation gemacht und die preußische Regierung wird von allen, allen übrigen vorgezogen!

Das politische Gefühl der noch ganz stumpfen Bürger und Bauern war fast einzig und allein von ihrem materiellen Wohlbefinden abhängig und schwankte mit ihm. Wie neue Steuer-

¹⁾ Durch Kabinettsbefehl vom 5. Sept. 1821 wurden 5 neue Klassen eingeschoben.

²⁾ Auf dem 2. Warschauer Reichstag offenbarte sich die tiefe Kluft zwischen den Bestrebungen der Patrioten und den Absichten Alexanders. Geheime Gesellschaften hatten zuerst unter dem Deckmantel der Freimaurerei ihre Tätigkeit begonnen, während andererseits die moskowitzische Polizei rücksichtslos eingriff. Landrat v. Wolanski-Inowrazlaw berichtete von der Schließung von 28 Logen (Juli 1820).

lasten und schlechte Erwerbsverhältnisse einen verderblichen Einfluß ausübten, so daß die Stimmung „keineswegs günstig“ war (Reg. Aug. 1820 und Jan. 1821), so schwächte das Ausbleiben der zugesagten Vergütung der für die durchmarschierenden russischen Truppen gelieferten Verpflegung das Vertrauen der Einsassen (Febr. 1816). Hingegen stärkte entsprechend die Aufhebung des Vorspanns und der Fouragelieferung die Anhänglichkeit. Höhere Gesichtspunkte fehlten dieser Bevölkerungsklasse noch ganz und gar. Leipziger urteilte 1818: „Sie sind im Ganzen zufrieden, nur das hie und da strenge Beitreibender alten Reste . . . erregt unangenehme Empfindungen.“ Doch es gab sogar einige Edelleute, „die der preußischen Regierung wahrhaft ergeben sind.“ Die öffentliche Meinung nannte als solche v. Wésierski-Zakrzewo (Kr. Gnesen), v. Wierzaczewski-Bielawy, 2 v. Dziembowski und vor allem Graf Skórzewski-Lubostron und v. Ostrowski-Retkowo (Kr. Schubin). Einzelne Anzeichen patriotischer Gesinnung gaben Gutsbesitzer Nehring-Markowo nach einer Aufforderung des Finanzministers zu freiwilligen Lieferungen für das Militär und die Kreise Czarnikau und Chodziesen durch unentgeltliche Stiftung der Instrumente für ein Janitscharenmusikkorps beim Bromberger Landwehrrgt. Nr. 19 (Okt. 1819).

Allerdings dämpfte auch in der Kreisen der Gutsherren die Sorge vor materiellen Schlägen die aufkommende Hinneigung zu ihrem neuen Vaterland, nicht bloß die Mißstimmung über die Steuerreform, sondern auch die Ungewißheit wegen der bäuerlichen Regulierung. In dieser Beziehung machte wieder der Kreis Wirsitz eine rühmliche Ausnahme, wo die Gutsbesitzer fast durchweg wohlhabende Leute waren, über ihre Lage hinreichend aufgeklärt, um einzusehen, daß eine billige Auseinandersetzung vorteilhaft für beide Teile war. Mehrere Grundherren fingen daher schon an, sich gütlich mit ihren Hintersassen zu einigen und Leipziger hielt sich überzeugt, daß, wenn das Gesetz nur den Verhältnissen der Provinz entsprach, das hochwichtige Werk in wenigen Jahren beendet sein werde.

Schlußbemerkung.

Das gegebene Mosaikbild ist im ganzen kein erfreuliches. Auf allen Gebieten, in Stadt und Land, in allen Zweigen des

wirtschaftlichen und kulturellen Lebens sehen wir Mißstände und Stockung. Die Schöpfungen des großen Königs im Netzedistrikt sind während der kurzen polnischen Zwischenherrschaft verschüttet, der Fluch der jüngsten Vergangenheit lastet schwer auf der Provinz. Bürger und Bauer liegen noch in den Fesseln, die der Werdegang Polens ihnen auferlegt hatte. Die Mittel der Zeit waren beschränkt, die Schule des harten preußischen Staats nicht bequem, aber heilsam. Ueberall keimen schon neue Ansätze, überall dringt die staatliche Fürsorge helfend und bessernd ein. Die Provinz war arm und rückständig, aber entwicklungsfähig. Mit bescheidensten Mitteln hat die preußische Bürokratie hier den Boden bereitet für einen gewaltigen Aufstieg, und wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, muß man anerkennen, daß der Staat in dem andauernd als Zuschußprovinz hochgezogenen Land ein Kulturwerk ersten Ranges vollbracht hat, ohne Verletzung der Rechte des polnischen Volkes, sondern es aufrufend zu positiver Mitarbeit, zum Mitschaffen zum Wohl des gemeinsamen Vaterlandes, in schroffstem Gegensatz zu der heut von unseren Gegnern beobachteten Praxis, die darauf ausgeht, Deutsche Bevölkerung mit Stumpf und Stil auszurotten und die das Gebiet dadurch kulturell vernichtet, zum 2. Mal wird wie 1807 durch Angliederung an Polen um ein Menschenalter zurückgeworfen. Denn noch ein zweites zeigt uns die obige Darstellung: die preußische Kulturarbeit bedeutet eine vollständige wirtschaftliche Umlenkung der Provinz nach dem Westen, von wo ihr alle Hilfskräfte zufließen. Hier liegt für das landwirtschaftlich fundierte Posen sein natürlicher Absatzmarkt, von dort muß es die Erzeugnisse der Technik beziehen. So ist auch dieses schon 1815 größtenteils, 1819 zu über 50% ohne Zwang unter dem Einfluß der westlichen Kultur deutsch gewordene und sicherlich zu 75% deutsch gesinnte Land auf Gedeih und Verderb unlösbar mit Deutschland verwachsen und kann nur in politischer Zugehörigkeit zu diesem aufblühen.

Dadurch hat sich Preußen ein moralisches Anrecht auf das einst von seinen Königen dem Zugriff des Zarentums entrissene Posener Land erworben, das niemals erlöschen kann.

Ueber die Stelzfüssigkeit der Bäume im Gebirge.

Von Wilhelm Volz in Breslau.

Hochwald im Gebirge schaut anders aus, malerischer als Hochwald in der Ebene. Hier wirken nur die starken Bäume, ihre Formen und Gruppierung; aber der Boden ist eben und eintönig, wenn nicht stärkerer Unterwuchs ihn belebt. Anders im Gebirge; wie Gehänge-Steilheit das Wesen des Gebirges ist, seinen Formenschatz bedingen, so steht auch der Erdboden, der Waldboden unter dem Gesetz der Steilheit; Felspartien unterbrechen bisweilen die weichere Oberfläche, Steinblöcke überschütten die Hänge und geben dem Bodenbilde bizarre Abwechslung; aber auch die Bäume selbst scheinen dem Gesetz untertan. Nicht ruhig und gemessen stehen sie da, wie im Flachland; sie scheinen zu klettern und zu steigen, nur mühselig bewahrt dieser Stamm seinen Halt, während jener sich machtvoll gegen die Steilheit anstemmt. So ist das Bild des Bergwaldes überaus belebt und abwechslungsreich und die Bäume ordnen sich mit ihren Formen, ihrem Wurzelwerk lebensvoll in das Ganze ein; ihrem Wurzelwerk — ja, das ist's. Wurzeln sieht man im Flachlandshochwald kaum; sie treten völlig zurück. Hier aber kommen sie machtvoll in Erscheinung und wenn wir uns umschauen, so zeigt uns fast jeder Stamm stolz das Gefüge der tragenden Wurzeln. Im Flachland wachsen die Stämme wie Pfähle aus dem Erdboden hervor, im Gebirgswald herrscht Leben und Abwechslung und wie mächtige Säulen und Schlangen mit weiten Windungen, wie gestraffte Taue bieten sich die Wurzeln dem Auge des

Beschauers. Wir sehen, wie die Wurzeln den Stamm nicht nur ernähren, sondern tragen und halten; und an steileren Hängen können wir gar richtige Kandelaber von Wurzelwerk beobachten, zwischen denen das Sonnenlicht spielt. Seltsame, heroisch anmutende Bilder.

Diese Tatsache der Stelzfüßigkeit der Bäume im Gebirge ist natürlich schon lange bekannt und mancherlei ist darüber geschrieben. Verschiedenen Erklärungen begegnen wir in der Literatur — und doch, die zutreffende Erklärung fehlte bisher.

Man spricht von oberflächlicher Bodenabspülung, welche die Wurzeln frei gelegt haben soll; *G. Braun*¹⁾ sieht in dieser Stelzfüßigkeit ein Anzeichen von Bodenbewegungen u. a. m. Beides kann nicht zutreffen. Wenn ein Abspülen des Bodens der Grund sein sollte, so müßte der Gesamtbetrag außerordentlich bedeutend sein, in jedem Jahr mehrere Millimeter betragen und somit in Jahrhunderten auf viele Meter ansteigen. Die Unhaltbarkeit dieser Anschauung leuchtet ein.

Wenn Bodenrutschungen die Ursache ausmachen sollten, so müßten in größerer Höhe, oberhalb der stelzfüßigen Raumpartien, von Baumwuchs entblößte Stellen auftreten. Das ist aber nicht der Fall.

*Lehmann*²⁾ verweist zur Erklärung auf Erfahrungen, welche er in den Karpathen-Urwäldern gemacht hat. Auf den vermodernden, umgebrochenen Stämmen siedelt sich junge Saat an und wächst mit dem Vermodern des Stammes und sendet seine Wurzeln schließlich in das Erdreich hinein; wenn dann der Baumstamm völlig vermodert ist, so sind die jungen Bäume natürlich stelzfüßig. „Sieh, Herr, die Mutter des Waldes“, mit diesen Worten machte ihn einst ein Waldhüter auf dieses Phänomen aufmerksam. Diese Erklärung kommt für unsere Verhältnisse nur ganz lokal in Betracht, nur dort, wo im höheren und unzugänglichen Gebirge der Forstbetrieb auf Schwierigkeiten stößt. Auch bildet sich dabei eine ganz besondere Art von Stelzfüßigkeit aus, welche *Lehmann* als „Reiter“ bezeichnet und die Anordnung der Reiterbäume läßt den alten Stamm noch erkennen.

Wenn man das Phänomen der Stelzfüßigkeit aufmerksam verfolgt, so sieht man bald, daß es auf steileren Hängen nicht

¹⁾ Pet. Mitt. 1907.

²⁾ Pet. Mitt. 1919.

Ausnahme, sondern Regel ist. Auf einer Excursion Ende Juni des Jahres am Glatzer Schneeberg hatte ich Gelegenheit, das Phänomen eingehender zu verfolgen; die Lösung erscheint recht einfach.

Systematische Untersuchungen, welche mein Assistent Dr. Gustav Stratil-Sauer im Lewiner Ländchen auf meine Veranlassung hin über Bodenbewegungen in ihren verschiedenen Formen anstellte, haben zu dem Ergebnis geführt, daß der Waldboden durch das Wurzelwerk stark verfestigt und verfilzt ist, sodaß er für Erdschlipfe außerordentlich ungeeignet ist. Es sind denn auch bei systematischen Begehungen Erdschlipfe im Walde nirgends gefunden worden, auch dort nicht, wo sie unter gleichen Bodenarten auf Ackerboden häufig waren. Bachtäler, die den Wald durchsetzen und aus freiem Gelände in den Wald eintreten, zeigen im freien Gelände Anzeichen lebhafter Bodenbewegung, während im Walde das starre V-Tal waltet. So ist der Schluß bindend, daß der Waldboden starr ist.

Bei systematischen Vergleichen fällt es ohne weiteres auf, daß die Stelzfüßigkeit der Bäume stets gleichartig ist: talwärts - senkrechte Wurzeln mit Schleifen und Ringeln — bergwärts - wagerechte Wurzeln wie straff gespannte Tuae. Der Schluß liegt nahe, talwärts: gestauchte Wurzeln — hangwärts: gezernte Wurzeln. Also talwärts Druckerscheinungen — bergwärts Zugserscheinungen. Damit ist die Lösung gegeben: nicht der Boden bewegt sich, sondern der Stamm. Durch seine eigene Schwere — es mag Schneebelastung fördern — drückt er aus dem Gehänge heraus, staucht die in der Druckrichtung talwärts gelegenen Wurzeln, welche dem Druck nicht anders nachgeben können, und zerrt die hangwärts gelegenen Wurzeln, — zerrt sie wohl ein wenig vorwärts, — sodaß sie wie straffe Haltetaue ausschauen. Dabei rückt der Baum aus der Ebene des Hanges heraus. Er kann nicht auf dem Hang abwärts rutschen, weil das die gestauchten vorderen Wurzeln nicht zulassen, so rutscht er, getragen von den Stauchwurzeln, gehalten von den hinteren Wurzeln, in einem sanfteren Winkel aus dem Hang heraus. Er verläßt also seinen bisherigen Standort und rutscht abwärts; aber er gleitet in flacherem Winkel als das Gehänge und schiebt also aus der Oberfläche des Gehänges heraus und dem oberflächlichen Be-



obachter kann es scheinen, als ob er emporgehoben sei. Diese Hebung ist aber keine absolute, sondern nur eine relative; der Rutschungswinkel des Baumes ist kleiner, als der Gehängewinkel; infolgedessen steht er schließlich über dem Hang. Die beigegebenen Figuren, die von mir nach der Natur gezeichnet sind, erläutern das Gesagte deutlich.

So hat der Vorgang eine einfache Erklärung gefunden, ein Vorgang, der mutatis mutandis jedem Architekten geläufig ist. Um aber das Problem einigermaßen zu erschöpfen, mußten noch systematische Untersuchungen in größerem Umfange angestellt werden.

Es leuchtet ein, daß der Betrag der Stelzfüßigkeit in engem Zusammenhange mit dem Gehängewinkel stehen muß; je steiler der Gehängewinkel, desto beträchtlicher die Stelzfüßigkeit und umgekehrt. Ja, eine Ueberlegung lehrt, daß es einen Minimalbetrag des Gehängewinkels geben muß, welcher Stelzfüßigkeit zuläßt; er dürfte etwa bei 20—25° liegen.

Wichtig ist die Frage: wann und wie beginnt das Abwärtschieben der Bäume? Ich begann planmäßig zu suchen und zu beobachten. Schnell kam eine Schwierigkeit; jüngere Bäume stecken auch an ganz steilen Hängen mit ihrem Wurzelwerk vollständig im Erdboden. In geschlossenen Schonungen sind also Beobachtungen kaum möglich. Aber es findet sich sonst Gelegenheit genug. Am Westhang des Rahmenberges bei Wüstegiersdorf war der etwa unter 35—30 Grad geneigte Hang eines Weges vor etwa 25 Jahren aufgeforstet mit einem halben Dutzend Reihen Fichten; einige davon war kürzlich — wohl als Weihnachtsbäume — abgesägt und gestohlen; ich grub das Wurzelwerk der Strümpfe, das vollständig im Erdboden steckte, frei und siehe da: typisch stelzfüßig entwickeltes Wurzelwerk. Also: die Stelzwurzeligkeit entwickelt sich bereits

Fig. 1) stelzfüßige Buche. Fig. 2—7) stelzfüßige Fichten In ca. 1/50 d. nat. Gr. Fig. 6 ist von vorn gesehen.

Fig. 1a) schematische Darstellung des Vorgangs: dunkel = der abwärtsgeschobene Stamm; heller = Stamm in seiner (theoretischen) Lage ohne Stelzfüßigkeit.

Fig. 2 a—3 a) junge Fichtel von 60—80 cm Höhe mit bereits orientierten Wurzeln. Fig. 4 a) durch Schneedruck gebeugte Fichte von 1½ m Höhe.

Fig. 5 a—7 a) Aufrisse des Wurzelwerks; Gefällsrichtung nach unten. In ca. 1/100 d. nat. Gr. Fig. 6 a ist der Aufriß zu Fig. 5.

Sämtliche Figuren sind vom Verfasser nach der Natur gezeichnet.

im Boden. Ja, bei näherem Zuschauen ließ die Oberfläche den Wurzelbau durchscheinen — bergwärts Verebnung, talwärts Versteilung des Hanges. So standen die Fichten jede gleichsam auf einer kleinen Kuppe, die oberhalb sich verebnend in den Hang ausstrich; und da Fichte neben Fichte auf solch kleiner Kuppe stand, so hatte die Hangfläche das Aussehen leichter Terrassierung, nur daß die Fichtenkuppen durch breite flache Dellen getrennt waren; das reiche Wurzelwerk der Neben- und Seitenwurzeln und -Würzelchen hielt das Erdreich zusammen, sodaß jede Fichtenkuppe eben das Wurzelsystem der Fichte durchscheinen ließ, ja, darstellte. Und weil das Wurzelwerk talwärts steil und hangwärts flach war, so waren die Kuppen gleichfalls talwärts steil und hangwärts eben. Daß die Fichten aber talwärts abgeschoben waren, ließ sich durch Messung der Abstände — die kleinen Fichten waren ja seinerzeit im Versatz mit regelmäßigen Abständen voneinander gepflanzt — genau feststellen: dort wo der Weghang an den Acker stieß, standen die Bäume um ca. $1\frac{1}{2}$ m enger als oben am Hang.

Ich suchte weiter; vor 15 Jahren war nicht weit davon steiler Acker am Waldrande in einer Ausdehnung von mehreren ha aufgeforstet worden; unter dem Schatten der Buchen des Waldrandes waren die kleinen Fichten nicht gediehen und immer wieder war ausgebessert worden; aber trotzdem gediehen die Bäumchen schlecht und in größerer Zahl fanden sich eingegangene Fichten verschiedener Altersstufen hier. Sie riß ich aus, unter sorgfältiger Beobachtung des Gefälles. Und siehe da: alle Bäumchen, schon von wenigen Jahren Alters, zeigten eine genaue Orientierung der Wurzeln im Sinne der Stelzfüßigkeit und zwar machte sich diese Orientierung schon bei Gehängewinkeln von ca. 10–15 Grad bemerkbar. Nur bei großer Ebenheit des Bodens war allseitig gleichmäßige Ausbildung der Wurzeln bei diesen fußhohen Bäumchen festzustellen. Ja, in einem Fall konnte ich mit Sicherheit im Grasboden des Waldrandes das Pflanzloch erkennen und feststellen, daß das fußhohe Bäumchen um ca. 12–15 cm talwärts abgeschoben war. Ich wiederholte die Beobachtung planmäßig an zahlreichen anderen Stellen mit demselben Erfolge. Die beigegebenen Figuren No. 2a und 3a zeigen derartige Stämmchen.

Der Vorgang wird noch klarer, wenn wir Figur No. 4a

betrachten, ein unter Schneedruck abnorm gewachsenes Bäumchen von etwa $1\frac{1}{2}$ m Höhe. Der Schneedruck hat das Stämmchen vornüber gebeugt; unter der Last haben die bergwärts gerichteten Wurzeln nicht standgehalten, sondern sind von dem gebeugten Stämmchen emporgedrückt worden, natürlich nur an ihrem starrerem Stammstück, während der nachgiebigere Rest in der alten Lage geblieben ist; so ist eine aufwärts gerichtete Schleife entstanden — als Folge des Schneedruckes. Umgekehrt sind die talwärts gerichteten Wurzeln in den Boden eingepreßt worden und konnten sich infolgedessen hier gut entwickeln, ja, stark werden; denn der Druck des Baumes löste hier nicht ein Abwärtsschieben des Bäumchens aus, sondern hatte eine Biegung des Stammes zur Folge und da der Stamm mit seinen jungen Leittrieben immer himmelwärts strebt, so wuchs der Stamm im Bogen aufwärts und der Druck wirkte nicht mehr auf das Wurzelwerk, sondern fand seine Auslösung im Wuchs des Stammes. Diese Art des Wachstums ist typisch für durch Schneedruck gekrümmte Bäume und ist in allen Altersstufen vom kleinsten Bäumchen bis zu hundertjährigen Riesen reichlich zu beobachten. Wenn es bei großen Stämmen relativ selten ist, so liegt das daran, daß solche schneeedrückten Bäume im Höhenwachstum natürlich benachteiligt sind, infolgedessen von den Nachbarstämmen leicht überflügelt und damit unterdrückt werden und dann der Durchforstung zum Opfer fallen. Also, wenn der Druck des Stammes anderweit Auslösung findet z. B. durch Biegung, so rutscht der Baum nicht ab; damit ist der Zusammenhang erwiesen!

Interessant ist es, nunmehr auch einmal den Aufriß des Wurzelwerkes stelfüßiger Bäume zu betrachten, wie es Figur No. 5a bis 7a darstellt. Es zeigen sich typische Verschiedenheiten, je nachdem talwärts starke Wurzeln stehen oder nicht. Die kleinen verschulten Pflänzchen mit ihrem gut entwickelten Wurzelwerk werden wahllos gepflanzt. Stehen keine starken Wurzeln talwärts, so kann das Wurzelwerk ohne Widerstand abwärtsschieben; die Seitenwurzeln entwickeln sich, auch wenn sie in leidlichem Winkel vorwärts gerichtet sind, streng zur Seite — das zeigt schon deutlich das Abwärtsschieben des ganzen Baumes; in ihrer Starrheit am Stammansatz behalten sie zunächst die Seitenrichtung; an ihren Enden aber geben

sie dem Abwärtsschieben nach und bilden Bogen, deren Enden gern bergwärts gerichtet sind: so folgen sie der Zerrung. Streben die Enden dagegen aus irgendwelchen Gründen talwärts, so werden sie durch das Abwärtsschieben gestaucht und bilden unter dem Druck Schleifen oder Henkel.

Stehen dagegen starke Wurzeln talwärts, so werden diese unter dem Druck des abwärtsschiebenden Baumes gestaucht; vielfach werden sie seitwärts gedrückt, sonst aber bilden sie Schleifen und Henkel, die umso schöner und größer ausfallen, je steiler das Gehänge. Bei sanfteren Neigungen überwiegen seitliche Schleifen, bei starken Neigungen aber bilden sich hochstehende Henkel. Daß der Prozeß des Abwärtsschiebens der Bäume aber nie aufhört, lehrt die Tatsache mit Deutlichkeit, daß an jeder Wurzel stets mehrere Serien von Schleifen — ich sah bei starken Stämmen bis zu vier — zu beobachten sind und zwar schieben sie sich immer weiter zu den Wurzelenden vor; nahe dem Stamm werden die Wurzeln immer stärker und starrer; so geben dann erst die äußern Wurzelenden nach und stauchen sich.

Schon eine Betrachtung dieser Aufrisse lehrt, daß die Bäume talwärts wandern. Wie groß mag aber der Betrag dieses Abwärtsschiebens sein? Ich glaube nicht, daß er gar zu groß ist, denn letzten Endes werden doch die Stämme von von dem vielverzweigten Wurzelwerk festgehalten, auch wenn einzelne Wurzeln nachgeben; immerhin mag bei großen Stämmen der Gesamtbetrag doch mindestens 1 m, vielleicht sogar 2 oder gar 3 m ausmachen; an steileren Hängen natürlich mehr als an flacheren.

Die Mechanik des Vorganges ist nunmehr ziemlich klar: Die verschulte Fichte wird als spannenhohes Stämmchen gepflanzt; im lockeren, durchfeuchteten Erdreich des Pflanzloches gibt sie der Schwere nach und trachtet bergab zu schieben, dabei werden die Würzelchen — nach Stellung und Möglichkeit — dem Zuge folgend rückwärts orientiert, nur die vorwärts gerichteten stärkeren Würzelchen widerstreben, werden gestaucht und stellen sich steil; ein schwaches — relatives — Heben des Stämmchens beginnt, aber noch bleibt das Wurzelwerk im Boden. Dieser Prozeß setzt sich fort und verstärkt sich; das Wurzelwerk bildet sich zu einem imponierenden Ballen durch Seiten- und Nebenwürzelchen aus, die alle mehr oder weniger

orientiert sind bzw. in die Orientierung einbezogen werden. Der immer schwerer werdende Stamm rückt abwärts, aber das Wurzelwerk hält zusammen und das Ganze schiebt sich aus dem Gehänge leicht heraus und die Tendenz der Vorderwurzeln zur Steile, der rückwärtigen, wie Haltetaue wirkenden Wurzeln zur Flachheit verstärkt sich; so bildet Wurzelwerk mit Erdreich eine Art Kuppe, auf der die Flechte steht. Aber noch bedeckt Erdreich das gesamte Wurzelwerk, sodaß erst der Stamm aus dem Boden herausragt. So ist in der Schonung ein welliger Hang zu beobachten. Mit der Durchforstung lichtet sich der Bestand; der bodendeckende Pflanzenwuchs der jungen Kultur, der zugleich größeren Halt gab, ist schon in der geschlossenen Schonung verschwunden; dafür verfilzte aber das Wurzelwerk der eng stehenden Stämmchen den Boden und gab ihm Halt. Im durchforsteten jungen Stangenholz fehlt Licht und Luft für Bodenwuchs; das Wurzelwerk der ausgehauenen Stämmchen verrottet und der Bodenhalt lockert sich; zugleich werden die Wurzeln der stehengebliebenen Stämme dicker und beginnen damit — und wohl auch mit der nunmehr möglichen Verlagerung des Bodens, die die Kuppchen wieder ausgleicht — aus dem Boden hervortreten; dies Hervortreten wird durch das fort-dauernde Abwärtsschieben der Stämme, das ja zugleich ein Herausschieben aus dem steileren Hang ist, begünstigt. Nunmehr beginnt die sichtbare Stelzfüßigkeit sich zu entwickeln; je steiler der Hang, desto stärker rutschen die schweren Stämme zu Tal, stauchen ihre vorderen Wurzeln zu Schleifen oder gar zu Henkeln, zerren die rückwärtigen Wurzeln zu straffen Tauen und rücken dabei neben der Abwärtsbewegung getragen von den starren Vorderwurzeln aus der Fläche des Hanges heraus und je mehr sie herausrücken, desto stärker wird die Stelzfüßigkeit. Maßgebend für Art und Ausmaß der Bewegung ist stets nur die lokale Steilheit des engeren oder engsten Bezirks des Stammes, nicht aber das Generalgefälle. So finden sich auf einer Hangfläche, je nach den wechselnden lokalen Gehängewinkeln Stelzfüßigkeiten aller Grade gemischt durcheinander. Bodenabspülung und Bodenbewegungen aber spielen beim ganzen Phänomen keine Rolle. Die Stelzfüßigkeit ist lediglich ein Ausdruck des Böschungswinkels. Bei der großen morphologischen Bedeutung des Böschungswinkels ist

also die Stelzfüßigkeit eine geographisch überaus eindrucksvolle Erscheinung, indem sie das Gehänge belebt und pointiert.

Interessant ist, daß immerhin eine ausgesprochene Beziehung zu den Bodenbewegungen besteht und zwar eine negative: der Boden erscheint den Bäumen gegenüber starr und unbeweglich. Die Bäume, ähnlich wie die Steine im lockeren Boden, sind gewissermaßen fremde Körper, welche im Boden wandern, weiter und weiter und dabei immer näher an die Oberfläche kommen, bis sie schließlich an die Oberfläche gelangen. Wir sehen, daß bei den Aeckern im Gebirge ein regelmäßiges Klauben von Steinen im Turnus einiger Jahre notwendig wird; trotz sorgfältigen Klaubens sind nach einiger Zeit neue Steine an die Oberfläche gelangt. Der Boden ist den Steinen gegenüber unbeweglicher und starrer; so ist er es auch den Bäumen gegenüber. Ob der Vorgang bei Bäumen und Steinen ein ähnlicher ist, ist für die vorliegende Frage nicht von Belang. Das eingangs erwähnte, von Herrn Stratil-Sauer durch direkte Beobachtung gewonnene Ergebnis, daß der Waldboden relativ starr und unbeweglich sei, wird durch unsere Beobachtungen an den stelzfüßigen Bäumen vollauf bestätigt.

Die hier mitgeteilten Beobachtungen beziehen sich zum größten Teil auf Fichten, die im Gebirge am weitest verbreiteten Nadelhölzer. Aber auch an Buchen habe ich korrespondierende Beobachtungen gemacht; vergl. hierzu Abbildung No. 1. Stelzfüßigkeit sah ich gelegentlich auch an wilden Kirschbäumen; Birken hingegen scheinen mir mehr dazu zu neigen, durch ein Durchbiegen des Stammes nach Art der Schneedruck-Stämme — vergl. Figur No. 4a — dem Druck nachzugeben.

Hiermit kommen wir zur botanischen Seite der Frage: Wie verhalten sich die einzelnen Baumarten? Es kommt vor allen Dingen hierbei an auf Bäume mit Pfahlwurzeln und solche mit Oberflächenwurzeln! Weiterhin ist die Frage zweifellos pflanzenphysiologisch von Interesse. Hoffentlich findet auch diese Seite des interessanten Problems recht bald Bearbeitung.

Moderne Strömungen in der Landwirtschaft.

Von Graf Robert Keyserlingk, Cammerau.

Es ist nicht leicht, für den der im Strome schwimmt, Richtung und Ziel oder gar die Triebkräfte der Strömung zu erkennen. In einer Zeit, da neue und starke Antriebe zutage treten und im ruhigen Fluß des volkswirtschaftlichen Lebens Wirbel erzeugend und Richtung verändernd wirken, da geschichtliche Zusammenhänge und natürliche Entwicklung gestört sind, fällt es selbst dem ruhigen Beobachter schwer, diejenigen Kräfte zu erkennen und zu werten, welche den Gang und Wechsel der Dinge maßgebend und dauernd beeinflussen. Die Aufgabe, über das Wesen und den Ursprung neuzeitlicher Strömungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft zu sprechen, ist deshalb heutzutage nicht leicht. Sie läßt sich auch nicht nur aus der bloßen Erkenntnis moderner Entwicklungsantriebe heraus lösen. Wer im Wirtschaftsleben und besonders in der Landwirtschaft plötzliche Umwandlungen annehmen wollte, würde fehlgehen. Dem aufmerksamen in die Tiefe eindringenden Forscher kann es nicht entgehen, daß die jetzt sichtbaren Wandlungen sich schon lange vorbereiteten und nur durch die Ereignisse der letzten Jahre, durch Krieg und Revolution beschleunigt wurden. Wir müssen uns daher zum Verständnis der Ursachen und Wirkungen dieser Erscheinungen die neuzeitliche Entwicklung und die Daseinsbedingungen des Land-

wirtschaftsbetriebes ebenso wie die geistigen und seelischen Triebkräfte der in diesem großem Gewerbe tätigen Massen gegenwärtigen.

Die Landwirtschaft ist ein technisches Gewerbe. Nach Altväterart betrieben, erforderte sie nicht mehr als die Handhabung der vom Vater auf den Sohn überlieferten Erfahrungen und Handgriffe, und erst, nachdem die wissenschaftliche Forschung sich ihrer bemächtigte, wuchs ihr Betrieb über das Handwerk hinaus. Nicht viel mehr als 100 Jahre sind verflossen, seitdem in Deutschland diese Umwandlung begann und insbesondere *A. von Thaer* durch seine Lehren von der Wechselwirtschaft und Tierzucht neue Grundsätze für den rationellen Landwirtschaftsbetrieb in Deutschland einführte. Ein Jahrhundert länger liegen zwar die Anfänge des Hackfruchtbaus, der mit der Kartoffel seinen Einzug auf deutschem Boden hielt, zurück, aber erst *Achard* und von *Koppy*, beide in Schlesien, schufen durch den Anbau der Zuckerrübe die Grundlagen neuzeitlicher intensiver Wirtschaftsweise. Auch sie allein hätten die Landwirtschaft nicht zum heutigen Hochstande geführt, wenn nicht die Chemie mit ihrem Vorkämpfer J. v. *Liebig* eine völlige Umwälzung in der Bodenkultur hervorgerufen, die Physiologie die Lebensbedingungen der Tiere und Pflanzen ergründet und die Physik uns immer neue Mittel zur Bodenbearbeitung und Verbesserung in die Hand gegeben hätte. Heute sind diese Betriebsmethoden und die aus der Forschung erwachsenen Betriebsmittel zum Gemeingut geworden. Die Praxis, auch des kleinsten Bauern, ist von der Wissenschaft mehr oder weniger durchdrungen, und das landwirtschaftliche Handwerk zum Kunsthandwerk geworden. Den intensiven Großbetrieb führt die Wissenschaft jahraus jahrein auf neue Bahnen, die aber nur der beschreiten kann, der seinen Beruf praktisch und wissenschaftlich beherrscht. Die hochentwickelte Landwirtschaft, wie wir sie z. B. auf den fruchtbaren Böden Mittelschlesiens betreiben, ist als künstlich aufgebaute Fabrikation zu bezeichnen, in der die Erzeugung nach großindustriellen Methoden vor sich geht. Diese modernste Betriebsweise, die vielleicht 20% der deutschen Scholle erfaßt hat, die übrige Landwirtschaft aber beeinflußt, bringt die engsten Wechselbeziehungen mit dem gesamten gewerblichen Leben unseres Volkes. Kopfarbeit und Kapital beherrschen sie, und die

arbeit ist in dem Maße wertvoller geworden, als sie von den erfahrenen, geschulten, ihrer Arbeitsleistung bewußten Menschen verrichtet wird. Der mechanische Handgriff spielt nach wie vor dabei eine große Rolle, aber die wissenschaftliche Technik unterstützt den ewigen Kampf mit den Naturgewalten.

Von jeher forderte die Landwirtschaft von ihren Dienern eine große Vielseitigkeit der Verrichtungen. Das tut sie trotz weitgehenden Eindringens der Maschine in den Betrieb auch heute noch, und das unterscheidet sie von den rein mechanischen Gewerben. Sie wirkt nicht mechanisierend auf Geist und Tätigkeit der Menschen, weil die ewig wechselnden Anforderungen der Natur und ihrer Geschöpfe der mechanischen Arbeits- und Denkweise, die unser Zeitalter erfaßt hat, unüberwindliche Schranken entgegengesetzt und eine fabrikmäßige Arbeitsteilung nur in beschränktem Umfange zuläßt.

Dies alles müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn wir die neuen Wege und Ziele und damit die neuzeitlichen Strömungen in der Landwirtschaft erfassen und beurteilen wollen. Erst, wenn wir einerseits erkannt haben, welches die natürlichen Grundbedingungen landwirtschaftlichen Schaffens sind und bleiben, andererseits aber verfolgt haben, wie grundstürzend sich die Betriebsweise und die sie beherrschenden Kräfte wandelten, gelangen wir zur Klarheit über Richtung, Einflußmöglichkeit und Auswirkung derjenigen geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Strömungen, die unseren ganzen Volkskörper ergriffen haben. Die den Landwirtschaftsbetrieb beherrschenden Kräfte haben sich fundamental gewandelt und diese in eine früher nie gekannte Abhängigkeit vom industriellen, kaufmännischen, sozialen und nicht zuletzt vom staats- und wirtschaftspolitischen Leben gebracht. Ist die Landwirtschaft zwar nach wie vor weit mehr als andere Gewerbe an Naturgesetze und Naturzufälle gebunden, so sind ihre Wechselbeziehungen zum übrigen Volksleben doch viel enger und ausschlaggebender für die Erhaltung und Förderung der landwirtschaftlichen Produktion geworden. Daraus erklärt sich hauptsächlich das Eindringen und das Entstehen derjenigen Strömungen in der Landwirtschaft, die auf Zusammenfassung der Betriebskräfte, auf Mechanisierung des Betriebes, auf Arbeitsteilung und auf Veränderung der sozi-

alen Verhältnisse und der Rechtsbeziehungen zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer gerichtet sind.

Freilich würde man von vornherein fehlgehen, wenn man glaubte, daß die dem Massegeiste großstädtischer und industrieller Daseinsbedingungen entquellenden Triebkräfte ohne große Wandlungen in der Landwirtschaft wirksam sein können. Schon die außerordentliche Verschiedenartigkeit der Bodenbeschaffenheit, die in den meisten Gebieten unseres Vaterlandes von Meile zu Meile, wenn nicht von Schlag zu Schlag, wechselt, und die Mannigfaltigkeit klimatischer, durch Sonnen- und Höhenlage, durch Bewaldung und Wasser bedingten Verhältnisse stehen der einheitlichen Bebauung und Bewirtschaftung umfangreicher Landflächen und damit der mechanischen Gestaltung des Landwirtschaftsbetriebes entgegen. Trotzdem hat das Streben nach Zusammenfassung wirtschaftlicher Kräfte immer stärker an Bodengewonnen. Wo die Gleichartigkeit der Betriebsbedingungen es zuließ, sehen wir, daß neue, großwirtschaftliche Einheiten entstehen und alte Herrschaftsbesitze neue Betriebs- und Geschäftsformen annehmen. Während in dem vergangenen Menschenalter einerseits der bäuerliche Besitz mittleren Umfangs sich auf Kosten des kleineren und des größeren Grundbesitzes ausdehnte, festigten sich größere Grundstückkomplexe, indem sie ihre Rechtsgestaltung den Rechtsformen des kaufmännischen Gewerbes entlehnten, ihre Finanzierung in gleicher Weise wie diese aufbauten und ihre Betriebsweise nach großindustriellem Muster stärkten und vereinheitlichten. Zusammenfassung geschäftlicher Tätigkeit einerseits, Arbeitsteilung andererseits, sind grundlegend für die Entwicklungsrichtung solcher Großbetriebe die nicht, wie einst die Latifundien im römischen Reiche, die Produktion brach legen, sondern sie zu höchster Blüte treiben. Aber nur in verhältnismäßig kleinen Landstrichen sind die Grundbedingungen für solche Entwicklung gegeben. Wir zählen in runden Zahlen ¹⁾ im Deutschen Reich an Landwirtschaftsbetrieben unter 5 ha Fläche etwa 4,38 Millionen mit 5 Millionen ha, von 5—10 ha 653 000 mit 4,6 Millionen ha, von 10—100 ha 674 000 mit 15,1 Millionen ha und über 100 ha

¹⁾ Betriebsstatistik von 1907. Neuere, zuverlässige Zahlen fehlen. Verschiebungen erfolgten seit dem zu Gunsten der Mittel- und Kleinbetriebe.

23 500 mit 7 Millionen ha landw. Gesamtflächen. Die großen Betriebseinheiten sind verschwindend gering. Die meisten großen Besitzeinheiten zerfallen in zahlreiche Betriebseinheiten. Je älter die Bodenkultur und je weiter sie fortgeschritten, um so kleiner sind auch die Besitzeinheiten. Deutschland ist ein Bauernland, und seine Landwirtschaft hat ein ausgesprochen individuelles Gepräge. Die Grundbesitzverteilung entspricht in den meisten Teilen des deutschen Reiches und besonders auch in Mittel- und Niederschlesien den natürlichen Betriebsbedingungen. Wenn daher eine moderne politische Bewegung auf gewaltsame schematische Aenderung der Besitzgrößen drängt, so läuft sie Gefahr, der Produktion unwiderbringlichen Schaden zuzufügen. Der neuzeitlich bewirtschaftete Großgrundbesitz ist nicht nur der Hauptnährer der Städte, sondern auch der Schrittmacher der Erzeugungsförderung, während der kleine Grundbesitz als Hervorbringer eines zahlreichen und kräftigen Menschennachwuchses, weniger aber als wertvoller Produktionsträger in Betracht kommt. Besitzungen von weniger als 2 ha Fläche sind im allgemeinen nur lebensfähig und haben eine volkswirtschaftliche Berechtigung als Gärtnereibetriebe oder als Nahrungsgrundlagen für Handwerker und Arbeiter. Auch den ganz großen Grundbesitz können wir nicht entbehren, weil ihm allein die Kapitalkraft innewohnt, die notwendig ist, um das Risiko bedeutsamer produktionsfördernder Anlagen und Einrichtungen zu tragen. Was der kapitalkräftige Individualismus im Großbetriebe der Landwirtschaft schafft, können wir in nächster Nähe von Breslau aber auch in anderen Gegenden, z. B. in der Provinz Sachsen, sehen. Seinem Beispiele eiferten die Betriebseinheiten von 100—500 ha nach, die wieder die Musterwirtschaften für den bäuerlichen Betrieb bildeten.

Mit wachsender Intensivierung des Landwirtschaftsbetriebes wuchs sein Kapitalbedarf. Der extensive Betrieb ist nicht nur ein schwacher Produzent, sondern auch ein schwacher Verbraucher industrieller Erzeugnisse. Je umfangreicher der Hackfruchtbau, je intensiver die Bodenkultur wird, um so größer werden die Inventarwerte und der Bedarf an Betriebsmitteln und Betriebsstoffen. Der Wert des Grund und Bodens tritt immer stärker hinter dem des Feld- und Hofinventars zurück und die nackte Bodenrente hinter der Rente der investierten

Kapitalien. Damit steigen aber Kapitalbedarf und Betriebsrisiko in einem Maße, daß der einzelne Besitzer nach Hilfe und Entlastung suchen muß. Dazu kommt, daß nur umfangreiche Betriebe die zur Intensivierung erforderlichen großen Bodenmeliorationen allein durchführen und kostspielige Maschinen (Dampfpflug, Dreschmaschine u. a.) oder wertvollere Zuchtthiere halten können. So treibt die Verbesserung des Betriebs zum technischen und kaufmännischen Zusammenschluß, der dem Kreditbedarf, der Betriebskräftigung und Erweiterung, der Uebernahme des Betriebsrisikos auf breitere Schultern und schließlich dem gemeinschaftlichen Bezüge von Betriebsstoffen und dem Absatz von Erzeugnissen (Milch, Getreide, Vieh u. a.) dient. Die Entwicklung des Genossenschaftswesens gehört zu den Vorbedingungen des Aufstiegs der deutschen Landwirtschaft. Sie ist noch lange nicht abgeschlossen, weil den Genossenschaften noch ein großes Feld der Betätigung offen steht.

Vertreter des Sozialisierungsgedankens haben im Genossenschaftswesen einen Vorläufer staatlicher Zwangsbetriebsgemeinschaft erblickt. Sehr mit Unrecht. Sie übersehen, daß die Genossenschaft jeder Art der individuellen Betätigung des einzelnen Landwirts in seinem Betriebe vollste Freiheit läßt, und daß ein sehr beschränkter Rechtszwang nur da besteht, wo allgemeine Interessen, wie bei Wasser- und Meliorationsgenossenschaften, in Frage kommen. Wo aber kaufmännische, technische oder Kreditzwecke zur genossenschaftlichen Vereinigung führen, ist die rechtliche Bindung nur eine freiwillige, vertragliche, die dem ausgeprägten Individualismus des Landwirts Rechnung trägt. Deshalb lehnen auch die Führer des Genossenschaftswesens allen Zwang mit Recht ab und sehen in der Freiwilligkeit der Genossenschaftsbildung und Betätigung eine Vorbedingung für deren Gedeihen. Der Landmann ist durch seinen Beruf zum Einzelgänger gestempelt. Er muß seine Arbeit der Natur seiner Scholle anpassen, die gleich der des Haustiers eine ruhige, überlegte, individuelle Behandlung erfordert. Hat ihn auch die neuzeitliche wirtschaftliche Entwicklung mit seinem Nachbarn in mancher Hinsicht enger verbunden und zum Kaufmann gemacht, so blieb doch sein dem hastigen, unsteten Treiben großstädtischer Gebahrung abholder Grundcharakter der gleiche wie in alten Zeiten. Er empfindet

den modernen Geist der Unruhe als etwas Wesenfremdes, entfernt sich ungern von Haus und Hof und lehnt jede Einmischung in seinen Betrieb ab.

Älter als diese Vereinigungen zur kollektiven Erleichterung und Förderung des Betriebs sind die zur Fortbildung des Einzelnen in technischer Hinsicht. Ihre Anfänge in Gestalt ökonomischer Gesellschaften und landwirtschaftlicher Vereine reichen bis in das achtzehnte Jahrhundert zurück. Sie suchten zuerst dem Großgrundbesitzer, dann aber auch dem Bauern die Fortschritte der landwirtschaftlichen Wissenschaft und Technik näher zu bringen und waren die Wiege neuzeitlicher Produktionsförderung. Aus ihnen entsprossen die öffentlich-rechtlichen Berufsvertretungen, die Landwirtschaftskammern und Landwirtschaftsräte, die die Brücke zur staatlichen Landwirtschaftsförderung bildeten, und die wahrscheinlich berufen sind, den größten Teil der staatlichen Verwaltungstätigkeit auf landwirtschaftlichem Gebiet zu übernehmen. Treibt doch die neueste Strömung dahin, die Selbstverwaltung der wirtschaftlichen Körperschaften an die Stelle der leistungsschwachen Staatsgewalt zu setzen.

Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit der staatlichen Betätigung in technischer und landwirtschaftspolitischer Hinsicht. Sie läuft parallel mit der gesamten Bewegung der Staatsverwaltung zur Selbstverwaltung im neunzehnten Jahrhundert und wird, besonders nachdem beide jetzt begrifflich zusammenfallen, erstarken. Während sie in ihren Anfängen eine Unterstützung der Landwirtschaft durch den Staat darstellte, könnte sie in Zukunft zu einer Stütze der Staatsregierung durch die mit staatlichen Rechten ausgestatteten Körperschaften der Landwirtschaft führen. Bei dem starken Gegensatze der heutigen sozialistisch gerichteten Regierungsweise zu den wirtschaftlich individualistisch eingestellten Berufsvertretungen, insbesondere aber der Landwirtschaft, kann jedoch ein dauernder Gegensatz der Regierungsgewalten zu den amtlichen Berufsvertretungen entstehen, der die Arbeit beider lähmt. Die Landwirtschaftskammern würden dadurch zum Schaden der Produktion in ihrer Tätigkeit eingeengt und die neuen freien Berufsorganisationen zur eigentlichen Führung der deutschen Landwirtschaft in noch stärkerem Maße, als es jetzt schon der Fall ist, berufen werden.

Niemand hätte vor fünfzig Jahren gedacht, daß sich die eigenbrödlische, jedem politischen Zusammenschlusse abholde Menge der Landwirte zu einem festen Block zusammenfinden würde. Denn nichts ist bekanntlich schwieriger, als Landwirte aller Besitzgrößenklassen zusammenzufassen und in einer Organisation mit einheitlicher Willensrichtung vereint zu erhalten. Nur unter dem Drucke schwerer Not, nur als der Landwirt seine Existenz durch eine einseitige Handels- und Wirtschaftspolitik bedroht sah, erwachte das Gemeinschaftsgefühl und der Drang nach solidarischer Interessenvertretung in der Masse deutscher Landwirte. Bis zum Jahre 1893 war davon wenig zu spüren. Die bis dahin entstandenen Bauernverbände blieben auf engere Gebiete beschränkt und zeigten mehr parteipolitischen Charakter. Erst als die Handelsvertragspolitik jener Jahre in das Erwerbsleben der Landwirte vernichtend eingriff, erstand mit elementarer Bewegung die erste große wirtschaftspolitische Vereinigung der Landwirte im Bunde der Landwirte. Diese Bewegung erstarkte, weil die Mehrheit des industrialisierten deutschen Volkes ihre Blicke und Wünsche auf den Welthandel richtete und die Notwendigkeit der Erhaltung und Stärkung der heimischen Landkräfte hinter die des Warenaustausches mit dem Auslande zurückstellte. Die Kriegsnöte führten zeitweise wieder zur Erkenntnis der Bedeutung der heimischen Landwirtschaft zurück, aber nicht zur Einsicht in deren Produktionsbedingungen. Als dann nach dem Umsturz ein verschärfter wirtschaftlicher Druck unter der Herrschaft sozialistisch - mechanischer Wirtschaftsanschauung im Wege der Zwangswirtschaft auf die Landwirtschaft ausgeübt wurde, kehrte die bei vielen Landwirten schon verlassende Ueberzeugung von der Notwendigkeit gemeinsamen Handels in verstärktem Masse zurück und fand ihren Ausdruck in den Organisationen der Landbünde, die nicht mehr zentral von oben sondern aus den breiten Massen von unten herauf gebildet wurden. Mit innerem Widerstreben hatte der Landmann begreifen gelernt, daß seine Existenz ebensosehr von der Gestaltung des privaten und öffentlichen Rechtslebens wie von der Arbeit auf seiner Scholle abhängt. Als letzter folgte er dem Beispiel der anderen Berufsstände, insbesondere der industriellen Gewerkschaften. So entstanden und wuchsen die großen wirtschaftspolitischen Verbände der Landwirtschaft

zu einem Machtfaktor im deutschen Volke, dessen Geschicke mehr denn je, von den geschlossenen großen Wirtschaftsverbänden bestimmt werden.

Während aber alle Ursprünge der bisher geschilderten Kräftevereinigungen der Landwirtschaft lange Jahre zurückliegen, und sich ursächlich auf die mit der Industrialisierung Deutschlands ausgelösten Kräfte und Wirkungen zurückführen lassen, ist dies weniger der Fall bei den neuesten auf Zusammenfassung der Landarbeiterschaft gerichteten Bewegung. Der Landarbeiter stand bisher in seiner Hauptmasse abseits von allen wirtschaftlichen Verbindungen. Die geschilderte Kräftekonzentration war eine solche des Unternehmertums. Erst in den letzten drei Jahren entwickelten sich unter dem Einfluß der zur politischen Macht gewordenen Industriearbeitergewerkschaften die Landarbeiterverbände, die zur Zeit 800 000—900 000 eingeschriebene Mitglieder zählen mögen und zum größeren Teil in dem Deutschen Landarbeiterverbände sozialdemokratischer Richtung, zum kleineren Teil in dem auf christlich-sozialem Boden stehenden Zentralverbände der Landarbeiter organisiert sind. Daneben stehen noch geringere Mengen in sogenannten gelben Gewerkschaften zusammengeschlossene Landarbeiter.

Die Organisation erfolgte nach dem Muster und den Methoden der industriellen Gewerkschaften und ist auf gleichartige politische und wirtschaftliche Ziele wie in der Industrie gerichtet. Bald aber zeigte sich, daß nicht nur die Wesensart und Denkungsweise, sondern auch die Arbeits- und Lebensbedingungen des Landarbeiters doch recht verschiedene, ja sogar in vieler Hinsicht gegensätzliche zu denen des gewerblichen Arbeiters sind. Deshalb sind Richtung und Ziele dieser Strömungen noch unklar und nichts weniger als einheitlich. Schon das Verhältnis des Landarbeiters zu seinem Arbeitgeber im Grossbetriebe und noch mehr im bäuerlichen Betriebe ist ein ganz anderes als in der Industrie, weil es beide Teile in dauernder engster Berührung erhält. Der landwirtschaftliche Arbeiter ist zum kleinsten Teil nur auf Barlohn angewiesen, sondern an der Produktion durch Naturalbezüge beteiligt. Die Grenzen zwischen Unternehmertum und Arbeitnehmerschaft sind nicht scharf gezogen, sondern flüssige, und die Zahl der Lohnarbeiter steht hinter der der selbständigen Unternehmer

in der Landwirtschaft zurück. Zuverlässige Zahlen stehen uns in dieser Hinsicht wie auch sonst in wichtigen Fragen der landwirtschaftlichen Statistik leider nicht zu Gebote. Wir müssen auch jetzt noch auf die Berufszählung von 1907 zurückgreifen. Aber so viel läßt sich wohl auch heute noch sagen, daß etwa 38% unserer landwirtschaftlich genutzten Fläche ohne Lohnarbeiter bewirtschaftet werden, und daß deren Zahl von rund 3,4 Millionen kaum mehr als 34% der in der Landwirtschaft hauptberuflich Erwerbstätigen beträgt. Hieraus kann man sich ein Bild von der Bedeutung der Lohnarbeit in der Landwirtschaft machen. Freilich dürfen wir dabei nicht übersehen, daß gerade die für die allgemeine Volksernährung bedeutsamsten Großbetriebe von der Lohnarbeit, also von der Arbeitsleistung und Arbeitsfreudigkeit der Landarbeiter abhängen. Deshalb ist die Tätigkeit der Landarbeiterverbände und ihr Verhältnis zu den Arbeitgeberverbänden von vitaler Bedeutung für das deutsche Volk.

Die land- und forstwirtschaftlichen Arbeitgeberverbände entstanden als Gegenorganisation unmittelbar, nachdem die Bildung der Landarbeitergewerkschaften im Jahre 1919 größeren Umfang angenommen hatte. Sie umfassen fast das ganze deutsche Reich und haben sich nicht nur zu einer einheitlichen Spitze im Reiche neben dem Reichslandbunde, sondern auch mit den erwähnten beiden Gewerkschaften zu einer Reichsarbeitsgemeinschaft, in der alle das Lohn- und Arbeitsverhältnis betreffenden und berührenden Fragen beraten und, wenn möglich, einheitlich gelöst werden sollen, zusammengeschlossen. Wir sehen also in solchen Arbeitsgemeinschaften zur Zeit Hauptträger des paritätischen Rechtempfindens und des sozialen Gedankens in der Landwirtschaft. Von dem Gelingen ihrer Arbeit hängt es wesentlich ab, ob wir den Arbeitsfrieden in der deutschen Landwirtschaft erhalten, die Arbeitsleistung steigern und die Produktion wieder auf die Vorkriegshöhe bringen oder gar noch weiter fördern werden. Ob dieses Ziel erreichbar ist, erscheint allerdings zweifelhaft, solange die zur Zeit stärkste Landarbeitergewerkschaft wirtschaftliche und soziale Fragen mit parteipolitischen verquickt und den Klassenkampfgedanken zur Richtschnur ihres Handelns macht. Innerhalb der Landarbeitergewerkschaften, wie überhaupt im Deutschen Volke, geraten zwei

entgegengesetzte Strömungen aneinander, deren eine der materialistisch-mechanischen Wirtschaftsanschauung, deren andere den seelischen Kräften und der organischen Entwicklung unseres ökonomischen und sozialen Lebens Rechnung trägt. Beide werden von der modernen Rechtsauffassung, die die Gleichberechtigung der verschiedenen Volksschichten bei der Ordnung der rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen heischt, und insbesondere auch das patriarchalische Verhältnis zwischen landwirtschaftlichen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ablehnt, getragen. Während aber die sozialdemokratische, von industriellen Einflüssen beherrschte Richtung, die Möglichkeit friedlicher Gemeinschaftsarbeit im Einzelbetriebe wie in den wirtschaftlichen Verbänden verneint, hat die christlich-nationale Führerschaft der Landarbeiter sich auf den Boden wirtschaftsfriedlicher Zusammenarbeit innerhalb des Landbundes gestellt und überläßt die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Wege des Kollektivvertrages den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden. Eine in Pommern unter Führung von Arbeitgebern vertretene Landarbeiterorganisation will alle Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Landbunde unter Ablehnung des freigewerkschaftlichen Gedankens ordnen.

Der Kollektivvertrag bildete vor drei Jahren den Ausgangspunkt zur Neuregelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Nach dem Schema der in der Industrie schon lange üblichen Tarifverträge gebildet, erfuhr er sehr bald eine den landwirtschaftlichen Betriebsverhältnissen entsprechende Gestaltung. Heute ist er in ganz Deutschland die Grundlage der Ordnung des landwirtschaftlichen Lohn- und Arbeitsrechts. Freilich hat sich herausgestellt, daß die Verschiedenartigkeit der Betriebsverhältnisse der einheitlichen Regelung fast unüberwindliche Hindernisse bereitet. Die schematische Ein- und Durchführung von Tarifverträgen bringt die Gefahr der Verminderung der Arbeitsleistung und der Produktionsschädigung mit sich. Wir haben dieses Problem noch nicht gelöst. Kreis-, Provinzial-, Landes- und Reichsarbeitsgemeinschaften der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände werden weiter bemüht sein müssen, dem Arbeitsrecht in der Landwirtschaft elastischere Formen zu geben und neue Lösungen für die Ordnung der Arbeitsverhältnisse auf dem Lande zu finden.

Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß treibend und neugestaltend nicht allein wirtschaftliche Ursachen, sondern vielleicht mehr noch geistige Kräfte wirken. Der von der Scholle losgelöste Landarbeiter wird, wenn auch nicht in gleichem Maße, so doch stärker als bisher von ähnlichen Weltanschauungen wie der Industriearbeiter beherrscht. Da seine Daseinsgrundlagen und seine Beziehungen zum Unternehmer aber grundverschieden von denen des letzteren sind, da sein Seelenleben ähnlichen natürlichen Einflüssen wie das des Grundbesitzers unterliegt, so wird auch die neuzeitliche Gestaltung der Arbeits- und Lohnverhältnisse ebenso wie der rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen der Unternehmer und Lohnarbeiter in der Landwirtschaft ganz andere Wege nehmen, als im städtischen und industriellen Getriebe. Ebenso wie sich in dem Verhältnis vom Bauern zum Großgrundbesitzer schon im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Wandlung vollzogen hat, die zur Erkenntnis der Interessensolidarität und zur Arbeitsgemeinschaft geführt hat, ist zu erwarten, daß die von den christlichnationalen Arbeiterverbänden mit den Arbeitgebern angestrebte Dorf- und Arbeitsgemeinschaft als die den natürlichen menschlichen Beziehungen auf dem Lande entsprechende allmählich den Sieg davon tragen wird.

So finden wir bei einer Untersuchung der neuzeitlichen Strömungen in der Landwirtschaft gewaltige Konzentrationsbewegungen, die in der Bildung neuer und in der Umwandlung und Zusammenfassung älterer Organisationen in die Erscheinung treten; nirgends Erstarrung, überall Wachstum eines lebenden Organismus. Während sich auf der einen Seite die dem deutschen Wesen eigenartige, jede Nivellierung ablehnende Schöpfungstätigkeit des Individuums in der Landwirtschaft erhielt und mit steigenden Betriebsanforderungen kräftigte und vertiefte, erwachsen aus der Schwäche des Einzelnen gegenüber den Massenkräften moderner Entwicklung die Triebe zu verschieden gerichteter Gemeinschaftsarbeit. Alle Zweckvereinigungen der Landwirtschaft bauen sich von unten auf und fassen ihre Arbeit in Landes- und Reichsspitzen zusammen. Eine enge organische Verbindung der wirtschaftlichen kaufmännischen, technischen, wirtschaftspolitischen, sozialen und kulturellen Reichszentralen der Landwirtschaft besteht noch nicht. Deutscher Landwirtschaftsrat, Reichslandbund, Reichs-

arbeitgeberverband, Reichsngenossenschaftszentralen, Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, Bauernbund usw. haben eine Spitze zur einheitlichen Arbeitsbetätigung im Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft gebildet. Dieser lose Zusammenschluß aber wirkt nicht bestimmend auf die Arbeiten seiner durchaus selbständigen Mitgliederverbände ein, sondern sucht nur in den wichtigsten Fragen der die Landwirtschaft berührenden Reichsgesetzgebung und Verwaltung einheitliche Stellungnahmen herbeizuführen. So ist das viel besprochene Programm zum „Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft“ aus dem Schosse des Reichsausschusses hervorgegangen. Ob der Reichsausschuß sich als leitende Gemeinschaft aller landwirtschaftlichen Verbände erhalten, oder ob und welchem Gestaltwandel deren notwendige Konzentration unterworfen sein wird, hängt von der unübersehbaren Entwicklung unserer nationalen Staats- und Volkswirtschaft ab.

„Alles ist im Fluß“. Dieser heraklitische Weisheitspruch kommt uns in den Sinn, wenn wir die modernen Bewegungen in der Landwirtschaft überblicken. Strömungen und Gegenströmungen entquellen unablässig dem nie versiegenden Born der deutschen Scholle und der Arbeit des Landmanns. Ich habe versucht, sie genetisch durch die Entwicklung des Landwirtschaftsbetriebes, durch die neuen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse des Landvolkes zu erklären. Starke individuelle Triebkräfte, wurzelnd im Wesen der Landwirtschaft und ihres Betriebes, kämpfen mit den zusammenballenden Kräften neuzeitlicher mechanischer Antriebe und Masseninstinkte. Ueberall aber tritt ein gesunder und starker Lebens- und Schaffenswille zutage, der zur Hoffnung berechtigt, daß sich die neuen zum Teil noch trübe oder gleich Sturzbächen dahineilenden Fluten zu einem segenbringenden Strom, der das einst so sichere und stolze, heute schwankende und lecke Schiff der deutschen Volkswirtschaft ruhig trägt, vereinigen werden.

Der Islam — die Religion der Wüste.

Von Willibald Gebel.

Wir können den Menschen in seiner Erscheinung, in seinen wirtschaftlichen und geistigen Aeüßerungen nicht verstehen, wenn wir ihn losgelöst von der Erde betrachten; denn der Mensch ist ein Kind der Erde. Sein Leben lang ist er an sie gefesselt. Wie auf der Erde Klima, Bodenform, Wasser, Pflanzen und Tierwelt sich gegenseitig beeinflussen, so steht auch der Mensch innerhalb dieser Naturäußerungen, beeinflussend und beeinflusst. Die geographischen Gegebenheiten wirken auf sein äußeres Leben, auf seine Körperentwicklung und Wirtschaftsform, sie wirken aber auch auf sein geistiges Leben, auf sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen, selbst auf seine tiefsten inneren Regungen, seine religiösen Vorstellungen. Auf diesen innigen Zusammenhang weist bereits Alexander von Humboldt hin: „Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außer-sinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz“.¹⁾

Die religiösen Anschauungen der Völker bieten uns ein vielgestaltiges Bild. Haben wir auch in ihren Unvollkommenheiten nicht immer Urzustände, sondern oftmals Rückbildungen

¹⁾ A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. S 225. (Reclam).

vor uns,¹⁾ so hat doch die Menschheit auch in ihren religiösen Vorstellungen unverkennbar eine Entwicklung durchgemacht. Die Einwirkung der geographischen Gegebenheiten auf die Religion ist bei Völkern, die noch unter dem Naturzwange stehen, viel stärker als bei den höher stehenden, die sich bereits von einseitiger Naturbeeinflussung freigemacht haben und aus Sklaven zu Herren der Natur geworden sind.

Der eigentliche Beweggrund für das religiöse Denken ist das im Menschen liegende Kausalitätsbedürfnis. Inmitten der Natur stehend fühlt der Mensch seine Abhängigkeit von ihr. Er sieht die Naturerscheinungen und sucht sich Aufklärung über sie zu geben. Die Unfähigkeit aber, den kausalen Zusammenhang zu erfassen, läßt ihn hinter den einzelnen Naturäußerungen überirdische, geheimnisvolle Wesen annehmen. Sein Gedankenleben bewegt sich „träumerisch-unbestimmt in Bildern.“²⁾ In diesen aber gewinnen „die geographischen Gegebenheiten der Umgebung Gestalt und Leben. Sie bilden gleichsam den fruchtbaren Boden, aus dem die religiösen Ideen hervorstachen und immer neue Nahrung erhalten. Fast alle Naturerscheinungen werden in den Kreis der religiösen Vorstellungen der primitiven Völker gezogen. Quellen, Flüsse, Berge, Steine, Wald und Bäume spielen eine wichtige Rolle. Da finden wir ferner Gestirn-, Gewitter- und Sturmverehrung. Und wie lebhaft wirkt die natürliche Umgebung auf die Vorstellungen vom Jenseits! In allen Mythologien spielt die Geographie eine entscheidende Rolle, spricht die Religion in geographischen Bildern. „Jeder Nation ist ihre Vorstellungsart umso tiefer eingeprägt, weil sie ihr eigen, mit ihrem Himmel und ihrer Erde verwandt, aus ihrer Lebensart entsprossen, von Vätern und Urvätern auf sie vererbt ist.“³⁾

Je mehr sich nun die Denkfähigkeit der Menschen entwickelt, je tiefer er in die Natur eindringt, um so klarer wird ihm das Naturgeschehen, umso mehr verliert es für ihn an Geheimnisvollem. Damit verschwindet die Verehrung mancher Gottheit, denn diese „erlischt in dem Augenblicke, wo sie das Kausalitätsbedürfnis nicht mehr befriedigt.“⁴⁾

¹⁾ Ratzel, Völkerkunde I. S. 37.

²⁾ Ratzel, Völkerkunde I, S. 36.

³⁾ Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit VIII. S. 79.

⁴⁾ Peschel, Völkerkunde S. 268.

Mit dieser wachsenden Naturerkenntnis entwickelt sich auch die Religion zu höherer Form. Sie erhält nun eine neue, eine ethische Aufgabe. Sie soll das Verhältnis des Menschen zu Gott und zu seinen Mitmenschen regeln. Der Gottesbegriff wird vollkommener.

Aber selbst die höheren Religionen können die aus der Natur hervorgewachsenen religiösen Vorstellungen nie vollkommen überwinden. Zu fest sind sie im Laufe der Jahrhunderte mit dem Denken und Fühlen des Volkes verwachsen. Das gilt auch vom Islam.

Im folgenden will ich versuchen, den engen Beziehungen, die zwischen dem Urislam und den geographischen Gegebenheiten seiner Geburtsstätte, Arabien, bestehen, nachzugehen. Es kann sich hierbei nur um den Urislam handeln, wie er sich uns im Koran darbietet; denn als der Islam die Grenzen Arabiens überschritt, mit anderen Kulturen zusammenstieß und unter anderen geographischen Verhältnissen gedeihen mußte, ist diese äußere Entwicklung nicht ohne Einfluß auf seine innere Gestaltung geblieben.

Arabien, das Land der Wüste und Steppe.

Die Heimat des Islams ist Arabien. Hier wurde er aus jüdischen, christlichen und heidnischen Elementen gebildet, beeinflußt von der Natur des Wüsten- und Steppenlandes.

Arabien ist das Land der Wüste und Steppe. Während sich in den Randgebirgen einzelne fruchtbare Landschaften ausdehnen, ist der ganze Süden von einer unendlich einsamen, toten Sandwüste, die wohl noch keines Menschen Fuß durchwandert hat, eingenommen. An sie schließt sich die Landschaft Nedschd an, in der öde Sandwüsten mit Steppen und fruchtbaren Oasen wechseln. Sie geht im Norden in die Wüste Nefud über. Kahle, wild zerklüftete Gebirge, von Trockentälern durchzogen, geben der Landschaft ein besonderes Gepräge. Im Steppengebiet stürzen zur Regenzeit oft mächtige Gewitterregen nieder. Die Wadis füllen sich, die gelben Fluten reißen alles mit und wälzen sich durch das Land, das unter dem fruchtbaren Naß grünt und blüht. Aber zur Trockenzeit stirbt jedes Leben auf der Steppe, und die Wüste wird zum Feuermeer, zum flackernden, brennenden und glühenden Lande.¹⁾

¹⁾ Waibel, Urwald—Veld—Wüste S. 198.

Unendlich weit dehnen sich die einsamen und doch großartigen Wüsten und Steppen aus. Und gerade die Einsamkeit und Einförmigkeit, die Unendlichkeit des Raumes und die Zeitlosigkeit dieser Gegend geben ihr das Gepräge einer uralten, heroischen Landschaft, einer Landschaft voll gewaltiger Stimmung und elementarer Wirkung.¹⁾ „Von Ewigkeit zu Ewigkeit zieht sich die Bahn dieser schweigenden Einsamkeit: Zeitlos in eherner Ruhe verharrend ragt sie aus den fernen Schöpfungstagen dieser Erde hinüber in die offenen Räume der Zukunft.“²⁾ „Stumm ist die Wüste und schweigsam wie nichts auf Erden. Man hat die absolute Gewißheit, ganz allein auf der Welt zu sein, in dieser starren Umgebung des Todes und des Schweigens. Aber trotz der erhabenen Einsamkeit und der unbegrenzten Freiheit der Räume fühlt man sich unfrei in der Wüste. Diese Natur ist zu groß, sie wirkt drückend auf das Gemüt. Und gerade die erhabene Stille, diese starre Ruhe redet drohender als Bewegung und Leben zur menschlichen Seele; das Schweigen einer großen Natur ist eine eindringliche Sprache für jedes Menschenherz!“³⁾ Hier erfüllt die Steppe wie der küstenlose Ozean „das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung.“⁴⁾ In dieser Landschaft erkennt der Mensch seine Ohnmacht, hier wird er zum Nichts gegenüber dieser gewaltigen Natur, hier fühlt er sich im Banne einer höheren Macht. Wie wirkte nun diese unendliche Einöde in ihrer Großartigkeit und Furchtbarkeit auf das religiöse Denken der Menschen?

Die Wüste als Heimat des Monotheismus.

Religiöse Naturen, und eine solche war Mohammed, wurden durch die Gewalt dieser Umgebung tief ergriffen. Hier fühlte der Prophet das Wirken eines allmächtigen Gottes, eines Gottes, so unendlich und erhaben wie die Wüsten und Steppen seiner Heimat. Hier lernte er an Allah glauben, der das Schicksal lenkt und leitet. Ueber diese einfache, gewaltige

1) Waibel, Urwald—Veld—Wüste S. 190.

2) „ „ „ „ S. 205.

3) „ „ „ „ S. 201.

4) A. v. Humboldt, Ansichten der Natur S. 21/22.

Natur konnte eben nur einer herrschen. So wurde die Landschaft der unendlichen Einfachheit, in der der Mensch unter dem Eindrücke des Unbegrenzten, Einheitlichen und Gewaltigen steht, zur Heimat des Monotheismus. Alles Erhabene, Große ist einfach. In dieser Natur erkannte also Mohammed Allah als den Weltherrn;¹⁾ hier erfaßte er den großen Gedanken seiner Lehre: „Es gibt keinen Gott außer Ihm.“²⁾ Aus der gleichen Quelle war einst der Glaube an Jehovah, den Einen, hervorgegangen. In der Wüste hatte einst Abraham Jehovah, dem Einen, seinen Altar errichtet. In der ägyptischen Zeit des israelitischen Volkes aber war unter anderen geographischen und kulturellen Verhältnissen der Glaube an den einen Gott fast in Vergessenheit geraten, bis endlich Mose, der jahrelang als Hirt in der Wüste gelebt hatte, unter dem Eindruck dieser selben Natur die Einheit Gottes wieder erkannte. Und wie später der Prophet Arabiens, so verkündete auch er seinem Volke auf dem Zuge durch die Wüste unermüdlich die Lehre: „Es gibt nur *einen* Gott.“ Darum konnte sich auch Mohammed so eng an das Judentum anlehnen, weil dessen religiösen Grundlagen gleichen geographischen Verhältnissen entsprossen sind. Aus der gewaltigen, einförmigen Wüsten- und Steppenlandschaft ist der Glaube an einen Gott hervorgegangen. So entstand die erste der fünf Säulen des Islams: Es gibt nur einen Gott, Allah, und Mohammed ist sein Prophet.

Allah, der Herrngott eines Herrenvolkes.

In dieser Welt der Wüsten und Steppen leben die Araber, ein Nomadenvolk. Der kärgliche Pflanzenwuchs zwingt sie mit ihren Herden umherzuziehen. Ihr armes Land spendet ihnen keine Reichtümer, keine üppigen Genüsse. Nicht nur mit der Natur haben sie zu ringen, sondern auch im gegenseitigen Kampfe suchen sie einander ihr Besitztum zu rauben. Das rauhe Leben der Steppe im ewigen Daseinskampf erzieht sie zu einem kriegerischen Herrenvolk. Trotz der Armut und Bettelhaftigkeit lebt in jedem einzelnen das Bewußtsein des freien Mannes. „Gleichheitsflegelei“ nennt Euting einmal unwillig diese Charakteräußerung der Beduinen.³⁾ Das dauernde

¹⁾ Koran, übersetzt von Th. Fr. Griguel, Halle, Sure I S. 1 S. II S. 14. S. VI. S. 95 etc.

²⁾ Koran Sure XXXIX S. 355. Sure XL S. 362.

³⁾ Euting, Tagbuch einer Reise in Inner-Arabien. II S. 278.

Kriegsleben hat sie aber schon früh die Bedeutung der Persönlichkeit erkennen lassen. Der Tapferste, Kampfgeübteste gilt bei ihnen. Ihm folgen alle im Vertrauen, daß er sie zum Siege und somit zu reicher Beute führen wird. Solchen Personen erweisen sie Gehorsam bis zur Unterwürfigkeit. Solche Männer konnten, wenn sie den nötigen organisatorischen Geist besaßen, und dieser ist den Nomaden meist eigen, mit ihren Kriegshorden Gewaltiges leisten. Wir sehen im Laufe der Geschichte, wie bedeutende Führer nomadischer Völker erobernd vordringen und große Reiche gründen. Solche Herrenmenschen und Eroberernaturen waren Halid ben el- Walid und „Amr ben el- „As, die das arabische Weltreich schufen, ferner Attıla, Dschingis Chan und Timur. Sie alle waren absolute Herrscher, Despoten, die unbedingten Gehorsam verlangten, die fürstlich belohnen und furchtbar strafen konnten. In ihnen war das Ideal des Beduinen verkörpert. Fehlte eine solche Persönlichkeit, dann zerfielen diese Reiche schnell, wie sie entstanden waren; dann zeigte sich wieder das Herrengefühl des einzelnen, der sich nur einem Gewaltigen beugt. So hat die Steppe ein Herrenvolk hervorgebracht. Und der Mensch schafft seinen Gott nach seinem Ideal. So konnte das Herrenvolk der Steppe nur einen Herrngott schaffen, einen absolut herrschenden, der alle Willen unter seinem allmächtigen Willen beugt, nur einen Gott, wie einen ihrer größten Herrscher, die in Jahrhunderten einmal auftreten und ihre Stammesgenossen zu Kampf, Sieg und reicher Beute führen.

Ein solcher Herrngott ist Allah. Er erscheint uns im Koran als ein allmächtiger, despotischer Herrscher, der alle unter seinen Willen zwingt und von allen sklavischen Gehorsam verlangt. Islam bedeutet ja Hingebung, völlige Hingabe an Gott, die herauswächst aus dem Gefühl der absoluten Abhängigkeit von einem Allmächtigen.¹⁾ Das Verhältnis des Moslem zu Allah ist charakterisiert durch die Furcht vor Gott. „Das Beste aber ist die Furcht vor mir. Darum fürchtet mich. Ihr, die Ihr verständig seid.“²⁾ Man gehorcht Gott aus Furcht vor zeitlicher und ewiger Strafe. Aehnlich war auch das Verhältnis der Israeliten zu Jehovah. So heißt es in den

¹⁾ Goldziher, Vorlesungen über den Islam. S. 2.

²⁾ Koran, übers. v. Th. Fr. Griguel, Halle. Sure II. S. 22.

Sprüchen Salomos: „Die Furcht Jehovahs ist der Anfang der Erkenntnis.“¹⁾ „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht Jehovahs.“²⁾ Recht treffend kommt dieses Verhältnis im 2. Psalm zum Ausdruck, wo es heißt: „Dient Jehovah mit Furcht und frohlockt mit Zittern!“³⁾ Die Liebe zu Gott, wie Christus sie gelehrt hat, kennt der Mohammedaner so wenig wie der Israelit.

Allahs absolute Herrscherstellung kommt so recht zum Ausdruck in den zahlreichen Beinamen, die ihm im Koran beigelegt werden. Da ist er der Hochgepriesene,⁴⁾ der die herrlichsten Namen trägt.⁵⁾ Er ist der Herr des Himmels und der Erde,⁶⁾ der Weltenherr,⁷⁾ der Hochthronende,⁸⁾ der Herr des erhabenen Thrones,⁹⁾ der Erhabene und Große,¹⁰⁾ der Gewaltige¹¹⁾ und Allbezwinger,¹²⁾ der König,¹³⁾ der Herr der Macht,¹⁴⁾ des die Herrschaft ist,¹⁵⁾ der höchste Herr über seine Diener,¹⁶⁾ der über Leben und Tod verfügt. Allah ist allweise,¹⁷⁾ allhörend,¹⁸⁾

¹⁾ Sprüche Salomos, Kap. I. 7.

²⁾ „ „ Kap. IX. 10.

³⁾ 2. Psalm 11.

⁴⁾ Koran, Sure XLI S. 372. S. LIX S. 433. Vergl. Psalm 18, 4.

⁵⁾ „ Sure XVII S. 221. S. LIX S. 433. Vergl. Psalm 8, 2.

⁶⁾ „ Sure IX S. 151, S. II S. 12./13. Vergl. Psalm 121,2. 124,8.

⁷⁾ „ Sure I S. 1. S. II S. 14. S. VI S. 95,98. S. VII S. 114. S. X S. 154. S. XXXVII S. 346 etc. In Psalm 136,3 heißt es: „Preiset den Herrn der Herren, denn ewig währet seine Gnade!“

⁸⁾ Koran S. XIII S. 187. Vergl. Ps. 123,1.

⁹⁾ „ S. IX S. 152. S. XXIII S. 267. S. XXVII S. 290.

¹⁰⁾ „ S. XXXIV S. 331. S. XL S. 363.

¹¹⁾ „ S. XLII S. 374.

¹²⁾ „ S. XXXVIII S. 353. S. XL S. 363. Vergl. Psalm 24,8: „Wer ist dieser König der Herrlichkeit? Jehovah, der Mächtige und Starke, Jehovah, der Starke im Kriege.

¹³⁾ Koran S. XX S. 244. S. XXIII S. 267. S. LIX S. 433. S. LXII S. 437 u. a. Vergl. Psalm 24,9/10: „König der Herrlichkeit,“ Psalm 99,1: „Jehovah ist König, des zittern die Völker,“ Psalm 142,10: „Jehovah ist König, ewiglich.“ Psalm 93,1.

¹⁴⁾ Koran S. XXXVII S. 349.

¹⁵⁾ „ S. XXXV S. 336.

¹⁶⁾ „ S. VI S. 97.

¹⁷⁾ „ S. II S. 14, S. VIII S. 136. S. XLIII S. 380 etc.

¹⁸⁾ „ S. II S. 14, S. VIII S. 136. S. XXI S. 246 etc.

allwissend¹⁾ und allmächtig.²⁾ Er kennt alle Geheimnisse der Vergangenheit und Zukunft. Ihm bleibt nichts verborgen. Seinen getreuen Dienern ist er der reichlich Spendende,³⁾ der mit fürstlicher Freigebigkeit im Diesseits und Jenseits belohnt. Für die reuigen Sünder ist er der Allbarmherzige.⁴⁾ Für die Ungläubigen aber ist er der Richter⁵⁾ und furchtbare Rächer.⁶⁾ Zur Warnung weist der Prophet immer und immer wieder auf die furchtbaren Strafen hin, die Allah über die Ungläubigen verhängte, wie über Noahs und Pharaos Volk, über die Stämme 'Ad und Thamúd.⁷⁾ Sie wurden vom Erdboden vertilgt; denn „furchtbar“ und „eifrig“ ist Gott im Bestrafen.⁸⁾ Für die Ungläubigen gibt es kein Erbarmen. „Hinweg mit der Menge, die nicht glauben will,“⁹⁾ lautet der Urteilspruch des Allgewaltigen. Diese Namen und Eigenschaften Allahs werden

1) Koran S. VI S. 96. S. XL S. 362. S. XLI S. 372. S. LIX S. 433 etc. Vergl. Sprüche Salomos Kap. V,21: „Fürwahr, vor Jehovahs Augen stehen die Wege eines jeden; er beobachtet genau seinen Wandel.“ Kap. XV,3: „Aller Orten sind die Augen Jehovahs; sie durchschauen die Bösen und die Guten.“

2) Koran S. II S. 12,14. S. VI S. 100. S. XL S. 362. S. XLI S. 370. S. XLIII S. 380 etc. Vergl. Psalm 135,6.

3) Koran, Sure XXXVIII S. 350. Vergl. Psalm 23, 1/2: „Jehovah ist mein Hirt; mir mangelt nichts. Auf grünen Triften läßt er mich weiden; zu stillen Gewässern führt er mich.“ Psalm 18, 2/3: „Jehovah! meine Stärke, Jehovah! mein Fels und meine Burg, mein Erretter und mein Gott, mein Fels, auf ihn vertraue ich; mein Schild und das Horn meines Heils, meine Zuflucht!“

4) Koran, Sure VII S. 124. S. XXIII S. 267 etc. Jede Sure beginnt mit den Worten: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes.“ Vergl. Psalm 25, 8; 118, 19.

5) Koran, Sure VII S. 118. S. X S. 163. S. XXXIV S. 331. Vergl. Psalm 94,2: „Und er richtet den Erdkreis mit Gerechtigkeit; vergilt Nationen nach Recht.“ Psalm 94,1: „Richter der Erde.“

6) Koran, Sure II S. 22. S. V S. 87. S. XXXIX S. 358. Vergl. Psalm 94,1: „Gott der Rache.“

7) Koran, Sure XI S. 169/173. S. XXI S. 246. S. XXIII S. 262/263. S. XXXVIII S. 350. S. LXIX S. 449 etc.

8) VIII S. 131/132. S. LIX S. 431.

9) Koran, Sure XXIII S. 263. Vergl. Psalm XI, 6/7: „Er läßt regnen auf die Gottlosen Blitze, Feuer und Schwefel, und Gluthauch ist der Teil ihres Bechers. Dann gerecht ist Jehovah, Gerechtigkeit liebt er, und auf den Rechtschaffenen sieht sein Angesicht.“ Psalm 119, 118: „Du verwirfst alle, die von deinen Satzungen abweichen.“ Psalm 125, 5: „Die aber von ihren Wegen abweichen, die läßt Jehovah umkommen samt den Uebeltätern.“

immer und immer wieder im Koran wiederholt, sodaß dieses Bild eines allgewaltigen und furchtbaren Gottes tief in die Seele eines jeden Moslem eingegraben wird.¹⁾ So steht Allah Tag und Nacht vor jedem Gläubigen. Er sieht und hört alles; denn er ist jedem Menschen „näher als die Halsader.“²⁾ Jedes Wort und jede Tat werden ins Buch des Lebens eingetragen, das am Tage des Gerichts vorgelesen wird.

Von Allahs Gnade ist also der Mensch vollkommen abhängig. Das täglich öfter zu wiederholende Gebet zwingt den Gläubigen, sich seines Herrn, von dessen Willen er lebt, stets bewußt zu sein.³⁾ Der Koran hält den Menschen die Wohltaten des sorgenden Gottes vor Augen, der nicht nachlässig ist gegen seine Schöpfung. So heißt es in Sure XXIII: Vom Himmel herab senden wir Regen in einem vorausbestimmten Maß und lassen ihn in der Erde ruhen; aber wir können ihn ihr auch wieder entziehen. Wir lassen euch durch ihn Gärten von Palmen und Weinstöcken hervorspriessen, in denen es viele eßbare Früchte gibt, die ihr essen dürft. Durch den Regen lassen wir auch den Busch hervorspriessen, der am Berge Sinai wächst und Oel und eine Brühe für die Mahlzeit liefert. Ihr habt auch in dem Vieh eine Ermahnung, wenn wir euch den Inhalt ihres Euters als Trank geben. Auch sonst habt ihr vielfachen Nutzen von ihnen und verzehrt sie ja auch schließlich und laßt euch von ihnen wie auf Schiffen tragen.“⁴⁾ Gerade die Spendung des fruchtbaren Regens, der für die Existenz der Bewohner in diesem wasserarmen Lande so unentbehrlich ist, wird immer wieder als größte Wohltat des fürsorglichen Gottes gepriesen. Er ist es aber auch, der Dürre und Unfruchtbarkeit zur Strafe sendet. So sieht sich der Wüsten- und Steppenbewohner, der dauernd mit der Not in seiner armen Heimat zu kämpfen hat, der allein von dem Gedeihen seiner Herden abhängig ist, auf Gnade und Ungnade dem allmächtigen Gotte preisgegeben. Der Zorn des Allmächtigen kann ihn und seinen ganzen Stamm vernichten. Ein

¹⁾ Die gleichen Eigenschaften finden wir bei Jehovah. Das Gottesbild der Juden wurde ja auch in der Wüste geschaffen. Darum schließt sich auch Mohammed so eng an Mose an.

²⁾ Koran, Sure L S. 406.

³⁾ „ „ LXXVI S. 462.

⁴⁾ „ „ XXIII S. 261/262.

Vergehen gegen Allah ist daher auch ein Verbrechen gegen die Volksgemeinschaft und wird von dieser mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft. Deshalb fesselt gerade dieser Gedanke der Abhängigkeit den Mohammedaner fest an Allah, den Erhalter seines irdischen Lebens. So schließt Gott, wie im Alten Testament,¹⁾ gleichsam seinen Bund mit den Gläubigen. Er sorgt für sie auf Erden, verspricht ihnen im Jenseits die ewigen Freuden, verlangt aber von ihnen völlige Hingabe und Unterordnung.

Das gleiche Bild bietet sich uns in der Geschichte des jüdischen Volkes. Immer und immer wieder werden die Israeliten durch die Not in der Wüste und später, als sie bereits im gelobten Lande wohnen, durch die Gefahr, von den benachbarten Stämmen unterworfen zu werden, zur Unterwürfigkeit unter Jehovah getrieben.

Der Fatalismus.

Aus der vollkommenen, geradezu hilflosen Abhängigkeit des Menschen von der Natur der Wüste und Steppe erklären sich auch die fatalistischen Anschauungen, die im Islam eine bedeutende Rolle spielen. Sie sind nichts Neues; wir finden sie in Vorderasien bereits in den ältesten Zeiten.²⁾ So bedeutungsvoll Mut, Geschicklichkeit und Stärke des einzelnen sind, gegen die gewaltigen Naturereignisse gelten sie wenig. Ohnmächtig ist der Mensch, wenn der heiße Wüstensturm über ihn hinwegweht, oder wenn die furchtbare Dürre alles Leben auf der Steppe vernichtet, jede Wasserstelle austrocknet und die Herden, den einzigen Reichtum der Araber, tötet, oder wenn Seuchen, wie Pest und Cholera, deren Herd Arabien seit jeher ist, ihre Opfer unter den Stammesgenossen fordern. Da gibt es kein Mittel; da heißt es sich fügen in Allahs allmächtigen Willen.

Diese fatalistischen Anschauungen liegen tief in der Seele des arabischen Volkes und kommen in zahlreichen Sprichwörtern, Liedern und Dichtungen zum Ausdruck. Da wird das Schicksal als die gefräßige Mühle bezeichnet, die zwischen den

¹⁾ Vergl. Mose I Kap. 9, 9, Kap. 15, 18, Psalm 25, 14.

²⁾ Rescher, Ueber fatalistische Tendenzen in den Anschauungen der Araber. S. 338 d. Zeitschrift „Der Islam“ 1911.

beiden Mühlsteinen den Menschen zermalmt. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Nichts trifft dich, als was dir bestimmt ist; selbst wenn du ins Land der wilden Tiere auswanderst, so wirst du nicht mehr erreichen, als was dir bestimmt ist.“¹⁾ Diese fatalistischen Ideen lehrte auch Mohammed. Jedes Menschen Geschick ist im Buche des Lebens von Allah verzeichnet, sodaß der einzelne Mensch daran nichts mehr ändern kann. In der Nacht Al—Kadr (vom 23. auf den 24. Ramadan) werden jedesmal alle Ereignisse des Jahres bestimmt.²⁾ Der Mensch ist also ein willenloses Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, das sich nur zu fügen hat. „Gott führt in die Irre, wen Er will, und führt auf rechte Bahn, wen Er will; denn Er ist der Allmächtige und Allwissende.“³⁾ „Keiner vermag zu sterben außer dem Willen Gottes, wie auch im Buche die Zeit festgelegt ist.“⁴⁾ „Kein Ereignis geschieht auf Erden oder an euch, es wäre denn im Buche verzeichnet.“⁵⁾ „Kein Unfall kann sich ereignen, es sei denn mit der Einwilligung Gottes.“⁶⁾ „Kein Weib ist schwanger und gebiert außer mit seinem Wissen. Niemandes Leben wird verlängert und niemandes Leben wird vermindert, (es steht denn niedergeschrieben) im Buche.“⁷⁾ Wie das Schicksal des einzelnen Menschen von Gott vorherbestimmt ist, so auch das ganzer Völker. „Kein Volk kann seiner bestimmten Zeit zuvorkommen, noch sie hinauschieben.“⁸⁾ Und wie mußten auf ein kriegerisches Volk Worte wie die folgenden wirken? „Auch wenn ihr in euren Häusern gewesen wäret, so wären doch die, deren Tod im Buch bestimmt war, hinausgetreten auf die Walstatt (um dort zu sterben);⁹⁾ denn „nichts wird über uns kommen, Gott mußte es denn bestimmt haben“¹⁰⁾ So ist der Koran von fatalistischen Anschauungen erfüllt, die doch eigentlich Mohammeds Lehre vom

¹⁾ Rescher, a. a. O. S. 340.

²⁾ Koran, Sure XCVII, S. 480/81.

³⁾ „ „ XIV, S. 191/92.

⁴⁾ „ „ III, S. 48.

⁵⁾ „ „ LVII, S. 426.

⁶⁾ „ „ LXIV, S. 440.

⁷⁾ „ „ XXXV, S. 335.

⁸⁾ „ „ XXIII, S. 263.

⁹⁾ „ „ III, S. 49.

¹⁰⁾ „ „ IX, S. 143.

Jüngsten Gericht widersprechen. Aber die eminente Abhängigkeit des Wüstenbewohners von der Natur hat eben zu tief die fatalistische Idee in die Volksseele Arabiens eingegraben, als daß sie Mohammed überwinden konnte.

Auch bei den Juden spielt der Fatalismus eine Rolle. Er war einer der Unterscheidungsmerkmale der jüdischen Sekten der Pharisäer, Saduzäer und Essäer. Während die Saduzäer die volle Willensfreiheit betonten, glaubten die Essäer an die göttliche Vorherbestimmung. Die Pharisäer nahmen in dieser Frage eine Mittelstellung ein.¹⁾

Dieser Fatalismus hat besonders bei den Türken zur Gleichgültigkeit und Trägheit geführt, die mit zum Verfall der arabischen Kultur beigetragen haben. „Der Lebensunterhalt liegt Gott ob, wozu die Mühsal und Plage?“²⁾ Das ist die Lebensphilosophie der großen Masse des Orients, die jeden Fortschritt hemmt. Welch völlig andere Lebensanschauung redet aus den Sprichwörtern unseres Volkes, in denen es z. B. heißt: „Sich regen bringt Segen“ und „Jeder ist seines Glückes Schmied,“ „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Bei uns wirkt eben die Landschaft ganz anders auf den Menschen. Hier ist der Druck gewaltiger Naturereignisse nicht so stark. Hier konnte man wagen, den Kampf auch gegen widrige Naturkräfte, die nicht so furchtbar auftreten, aufzunehmen.

Die Vorstellungen von Himmel und Hölle.

Am deutlichsten tritt uns Mohammeds Abhängigkeit von der Wüste in seinen Anschauungen über Himmel und Hölle entgegen. Und doch stammen diese Vorstellungen ursprünglich nicht aus diesen Gegenden. Die arabische Wüste in ihrer großartigen Einheit und Einförmigkeit ist die Heimat des Monotheismus. Hier war für eine dualistische Anschauung wenig Raum. Daher auch die Eigentümlichkeit, daß noch in den älteren Schriften des alten Testaments die Vorstellungen von Himmel und Hölle fehlen. Wohl glaubten die Juden an ein Totenreich (Scheol), das aber alle Abgeschiedenen umfaßt. In

¹⁾ Vergl. Babylonischer Talmud. Herausgegeben von L. Goldschmidt, 1906, 1¹/₂ Bd. Beraknoth. Fol. 33 b. S. 126, Ausspruch des Rabbi Hanina. Holin I i. Fol. 7 b, S. 822 Sanh, 29 a, Jeb. 114 b. Salomos Sprüche, Kap. 16, 33, Kap. 20, 24, Kap. 16, 4.

²⁾ Rescher, a. a. O. S. 341.

ihm bestanden jedoch Unterschiede in dem Geschick der Seelen, entsprechend ihrem Leben auf Erden. Doch fehlt noch die ausgesprochene Zweiteilung in Himmel und Hölle. Diese Anschauung soll erst etwa im 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. von Persien gekommen sein, wo sie bereits seit Jahrhunderten im alten Volksglauben bestand. Die Perser glaubten an ein Reich des Lichtes [und des Guten und an ein Reich der Finsternis und des Bösen. Und es ist kein Zufall, daß sich gerade hier diese Anschauungen frühzeitig ausgebildet haben. Drängte der gewaltige einheitliche Eindruck der Wüstenlandschaft Arabiens zum Monotheismus, so haben die geographischen Gegensätze Persiens zum Dualismus geführt. Hier in Persien stoßen die landschaftlichen Gegensätze im Großen aufs Schärfste aufeinander. Weite fruchtbare Gebiete, seit Jahrhunderten gesegnetes Gartenland und öde, schaurige Wüsten des Todes! Auf der einen Seite alles, was der Mensch begehrt, auf der anderen Seite der Inbegriff der Not und Qual. Wenn auch Wüste und Oase gleiche Gegensätze darstellen, so tritt doch die kleine Oase gegen die gewaltige Erscheinung der unendlichen Wüste zurück, so daß der Eindruck immer ein einheitlicher bleibt. Von Persien sind dann die dualistischen Anschauungen weiter nach Westen gedrunken und sind hier mit den monotheistischen verwoben worden. Jehovah bleibt der Alleinige, der allmächtige Herr; aber zugleich finden Himmel und Hölle Aufnahme in den Kreis der religiösen Vorstellungen; zumal hier die Gegensätze zwischen Wüste und Oase Verständnis für diese neuen Anschauungen boten und die alte Auffassung vom Totenreich noch lebendiger gestalteten.

Daher finden wir auch erst in den späteren jüdischen Schriften Bemerkungen über Himmel und Hölle. So lesen wir im IV. Buch Esra, wo vom letzten Gerichte die Rede ist: „Dann erscheint die Grube der Pein und gegenüber der Ort der Erquickung; der Ofen der Gehenna wird offenbar und gegenüber das Paradies der Seligkeit.“ ¹⁾ Diese Gegensätze von Himmel und Hölle hat Mohammed schärfer herausgearbeitet. Seine lebendige Phantasie hat sie aufs anschaulichste geschildert.

¹⁾ IV. Buch Esra, 7, 36. Um 90 v. Chr. Geb. verfaßt. Vergl. ferner IV. Buch Esra, 7, 37—38. — Henoch, Kap. 10, 6. Um 167 v. Chr. Geb. verfaßt. Henoch, Kap. 90, 24—26.

Und wieder war es die Wüste, die ihm die Sprache hierfür lieh, mit ihrer furchtbaren, alles verzehrenden Glut und ihren schattigen, lebenspendenden Oasen. Gerade in den Vorstellungen von Himmel und Hölle sehen wir, welchen maßgebenden Einfluß die Landschaft auf ihre anschauliche Ausgestaltung hat. Hat der fromme Moslem hier auf Erden nach den Vorschriften des Koran gelebt, dann erwarten ihn die Freuden des Himmels, die Mohammed mit dem ganzen Reichtum seiner orientalischen Phantasie ausgemalt hat. Das Vorbild hierfür lieferte ihm die Oase, wie sie es wohl auch für das Paradies des Alten Testaments war.¹⁾

Der Koran aber schildert die Schönheiten und Freuden des Himmels viel farbenreicher, wie es dem Charakter des sinnlichen, lebenbejahenden Wüstenbewohners entspricht, dem das irdische Leben nicht viel zu geben weiß. Hier im Himmel soll er ja für alle Not und allen Kampf reichlich entschädigt werden. Fast in jeder Sure weist der Prophet auf die Freuden des Jenseits hin, auf den Garten, unter dessen Bäumen Wasserbäche dahinströmen²⁾ und sucht dadurch seine Beduinen zur getreuen Beobachtung seiner Lehren zu bewegen.³⁾ Im Jenseits werden ihnen die Gärten Edens verheißen, „unter deren Bäumen Wasserströme dahinfließen.“⁴⁾ „Ein Becher soll unter ihnen kreisen, voll von Wasser eines reinen Quells, das den Trinkenden gar wohl mundet und ihnen weder Kopfschmerz noch Trunkenheit verursachen wird. Und bei ihnen werden (Jungfrauen ruhen) mit keuschem Blick und Augen gleich den verdeckten Eiern (des Straußes).“⁵⁾ „Und wir werden ihnen im Ueberfluß Früchte und Fleisch geben, welcher Art sie auch immer begehren mögen.“⁶⁾ An einer anderen Stelle heißt es:

¹⁾ Mose I, Kap. 2, 8—9.

²⁾ Koran, Sure II, S. 3. S. III S. 36. S. IV S. 61, 69. S. VII S. 113. S. IX S. 140, 146, 147, 149. S. X S. 164. S. XII S. 194. S. XVI, S. 203. S. XVIII S. 224. S. XXII S. 255. S. XXV S. 280. S. XXXV S. 337. S. XXXVI S. 342. S. XXXVIII S. 353. S. XLIII S. 384. S. XLIV S. 387. S. XLVII S. 396. S. LII S. 410. S. LV S. 419. S. LVI S. 421. S. LXXVI S. 461. S. LXXVII S. 463. S. LXXVIII S. 465. S. LXXXIV S. 471. S. LXXXV S. 472 u. a.

³⁾ Rescher, a. a. O. S. 339.

⁴⁾ Koran, Sure XVIII S. 224.

⁵⁾ „ „ XXXVII S. 345.

⁶⁾ „ „ LII S. 411.

„Also sieht das Paradies aus, welches den Gottesfürchtigen versprochen ist: Ströme von Wasser, welches nimmer verdirbt, sind in ihm; Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert; Ströme von Wein, angenehm den Trinkenden und Ströme lauterer Honigs. Dasselbst werden sie allerlei Früchte erhalten und auch Vergebung von ihrem Herrn.“¹⁾ „Und neben diesen Gärten gibt es noch zwei andere . . . dunkelgrün ist ihre Färbung . . . Und in ihnen sind zwei reichlich fließende Quellen . . . Früchte aller Art gibt es dort und Palmen und Granatäpfel . . . Auch gibt es dort schöne und herrliche Jungfrauen.“²⁾ Diese Schilderungen des Himmels als schattige Gärten mit frischem Wasser und feinsten Früchten und als Ort sinnlicher Genüsse wiederholen sich immer wieder. Was die Wüste und Steppe ihren Bewohnern an Lebensgenüssen nur tropfenweise zu spenden vermag, wird ihnen für den Himmel in überreichem Maße, in Strömen, verheißen. Die ganze Sehnsucht des entbehrenden und doch so lebenbejahenden Wüstenbewohners nach den sorglosen Genüssen der Oase kommt in seiner Vorstellung vom Himmel zum lebhaftesten Ausdruck. Da heißt es an anderer Stelle: „Daher wird Gott sie mit einem Garten belohnen, dieweil sie geduldig ausgeharrt haben, und mit seidenen Gewändern. Dort werden sie auf Polstern liegen und weder Sonnenglut noch Eiskälte empfinden; dort werden sich die Schatten der Bäume nahe über ihnen ausbreiten, und ihre Früchte werden in geringer Höhe herabhängen. Wo du hinblickst, schaust du Lust und ein großes Reich . . . Dies ist der Lohn und der Dank für euer Streben.“³⁾ In Sure LXXVIII verheißt der Prophet: „Für die Gottesfürchtigen aber ist eine Stätte der Seligkeit bestimmt; ein umzäunter Garten mit Weinreben und Jungfrauen mit schwellenden Brüsten, an Alter ihnen gleich, und ein immer voller Becher.“⁴⁾

Aber wehe den Ungläubigen, die das Wort des Propheten verachten, wehe allen denen, die ihre religiösen Pflichten nicht erfüllt haben! Ihrer wartet am Jüngsten Tage, „wenn das Höllenfeuer in hellen Flammen leuchtet, und das Paradies näher gebracht wird“⁵⁾, „der furchtbare Urtheilsspruch Allahs, der sie zu

¹⁾ Koran, Sure XLVII S. 396.

²⁾ „ „ LV S. 419.

³⁾ „ „ LXXVI S. 461.

⁴⁾ „ „ LXXVIII S. 465.

⁵⁾ „ „ LXXXI S. 469.

ewigen Höllenqualen verdammt. Wieder ist es die Wüste, die das Vorbild für diesen Ort der Strafe geben muß. Alle ihre Schrecken: glühende Hitze, feurige Winde, ungenießbares Wasser, Durstqualen liefern die Grundzüge für das schaurige Bild der Hölle, das die orientalische Phantasie so lebendig geschaffen hat. Die Hölle ist, „das glühende Feuer,“¹⁾ das, wenn es zu erlöschen droht, mit neuer Flamme wieder auflodern wird.²⁾ In dieser Hölle müssen die Ungläubigen ewig braten. So oft ihre Haut verbrannt ist, erhalten sie „eine neue andere Haut, auf daß sie die Qual (immer wieder)“ empfinden.³⁾ „Inmitten von feurigen Winden, siedendem Wasser und einem Schatten schwarzen Rauches“, „der weder kühlend noch angenehm ist“, werden sie weilen.⁴⁾ Den unter unsagbaren Durstqualen Leidenden wird Blutwasser gegeben werden, das sie in kleinen Schlucken trinken werden, „da sie es vor Ekel kaum hinunterschlucken können;“⁵⁾ oder sie werden siedendes und stinkendes Wasser trinken müssen,⁶⁾ und zwar so viel, wie ein halbverdurstetes Kamel zu trinken vermag,⁷⁾ sodaß „die Eingeweide bersten.“⁸⁾ „Die Früchte des Baumes Az-Zakkum“⁹⁾ werden die Nahrung der Gottlosen sein. Wie flüssiges Erz werden sie in ihrem Bauche aufwallen, gleich wie siedendes Wasser aufwallt.¹⁰⁾ Und „wenn sie um Hilfe flehen, soll ihnen auch Hilfe zu teil werden und zwar in einem Regen von feurig-flüssigem Erz, welches ihre Gesichter verbrennen wird.“¹¹⁾ In Sure XXII heißt es über die Höllenqualen: „Und den Ungläubigen nun sind Kleider aus Feuer bereitet; siedendes Wasser wird auf ihre Häupter gegossen; ihre Eingeweide und ihre Haut werden sich lösen; mit eisernen Keulen werden sie geschlagen werden. So oft sie von dannen entfliehen wollen ob ihrer Qual, werden

¹⁾ Koran, Sure CI S. 483.

²⁾ „ „ XVII S. 220.

³⁾ Koran, Sure IV S. 61.

⁴⁾ „ „ LVI S. 421.

⁵⁾ „ „ XIV S. 193.

⁶⁾ „ „ VI S. 98. S. XXXVIII S. 353. S. LXXVIII S. 465. S. LXXXVIII S. 474.

⁷⁾ „ „ LVI S. 422.

⁸⁾ „ „ XLVII S. 396.

⁹⁾ Der Höllenbaum. ein Dornenstrauch, dessen bittere Früchte die Nahrung der Verdammten bilden.

¹⁰⁾ Koran, Sure XLIV S. 386/387.

¹¹⁾ „ „ XVIII S. 224.

sie wieder dorthin zurückgeschleppt werden und schmecken die Strafe des Feuers.“¹⁾ „Heulen und Schreien werden an diesem Orte der Qual sein,“ „und ewig werden sie dort bleiben, solange Himmel und Erde bestehen, es sei denn, daß dein Herr anders will. Denn wahrlich dein Herr führt aus, was Er will.“²⁾

So spiegeln sich Oase und Wüste, diese beiden gewaltigen Gegensätze der arabischen Landschaft, in den islamitischen Vorstellungen von Himmel und Hölle wieder. Wie diese Gegensätze in der Natur scharf hervortreten, werden sie auch im Koran zu besonderer Wirkung dadurch gebracht, daß der Himmel mit seinen Freuden und die Hölle mit ihren Schrecken stets unmittelbar einander gegenüber gestellt werden.

Gebet und Reinigungsvorschriften.

Noch zahlreiche andere Züge kennzeichnen den Islam als eine Wüstenreligion. Dazu gehören vor allem die Reinigungsvorschriften. So befiehlt der Koran: „O, ihr Gläubigen, wenn ihr euer Gebet verrichten wollt, so wascht euch das Gesicht und die Hände bis zu den Ellbogen, und reibt euern Kopf und die Füße bis zu den Knöcheln, und wenn ihr verunreinigt seid, so reinigt euch ganz; und wenn ihr krank oder auf Reisen seid, oder einer von euch den Abtritt verläßt oder ihr Frauen berührt habt und kein Wasser findet, so nehmt reinen Sand und wascht Gesicht und Hände damit.“³⁾ Die muslimischen Reinheitsgesetze sind zum größten Teil den jüdischen entlehnt, die ja unter gleichen geographischen Verhältnissen, in der Wüste, entstanden sind. Die islamischen stellen aber eine Erleichterung dar.

Diese Reinigungsvorschriften sind segensreiche, sanitäre Sicherheitsmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten. Besonders in jenem heißen Klima, wo Seuchen oft verheerend auftreten, und bei Völkern, die ihre Speisen mit den Händen essen, kann die Bedeutung dieser Vorschriften nicht hoch genug eingeschätzt werden. Als „bösester Feind lauert im Schmutze der Tuberkelbazillus. Gerade er wird sehr leicht durch schmutzige Hände auf die Speisen übertragen“ und gelangt durch sie in den Körper, um dort seine Verheerungen anzurichten.“⁴⁾ Mohammed hat diese

¹⁾ Koran, Sure XXII S. 255.

²⁾ „ „ XI S. 174.

³⁾ Koran S. V S 76. S. IV S. 60 u. a. a. O.

⁴⁾ Baneth in Grunwald: Die Hygiene der Juden. S. 77.

Gesundheitsvorschriften in ein religiöses Gebot gekleidet, um seine gegen Unsauberkeit wenig empfindlichen Stammesgenossen stärker an ihre Beobachtung zu binden. Welche Bedeutung für die Volksgesundheit hatten nicht die bis ins einzelne gehenden Vorschriften der Juden über den Aussatz,¹⁾ die die Verbreitung dieser verheerenden Seuche verhindern sollten!

Wensinck führt in seinem Aufsatz: „Animismus und Dämonenglaube im Untergrund des jüdischen und islamischen rituellen Gebets“²⁾ diese Reinheitsvorschriften auf animistische Anschauungen zurück. Dem ist zuzustimmen. Damit ist aber noch nicht die erste Quelle dieser Reinheitsvorschriften genannt. Diese ist in den natürlichen Gegebenheiten des Landes zu suchen, in denen die meisten animistischen Anschauungen ihren Ursprung haben. Die auf primitiver Kulturstufe stehenden Völker vermuten hinter allem, was ihnen schadet, eine lebendige, ihnen feindliche Kraft, die sie durch irgendwelche Maßnahmen unschädlich machen wollen. Natürlich haben sich dabei auch Gebräuche eingeschlichen, die sich aus der eigentlichen Ursache nicht erklären lassen. Das ist aber nur ein Beweis dafür, daß die primitiven Menschen eben die wirklichen Ursachen nicht erkennen, sondern unsicher tastend sich gegen die schädlichen Erscheinungen zu sichern suchen.

Fasten und Speiseverbote.

Auch das Gebot des Fastens³⁾ und die Speiseverbote lassen einen Zusammenhang mit der Natur des Landes erkennen. Gerade das heiße Klima Arabiens fordert Mäßigkeit im Essen und Trinken. Ein Uebermaß in beiden zeitigt hier schlimmere Folgen als in unseren Gegenden. Aus diesem Grunde hat auch Mohammed den Alkoholgenuß⁴⁾ verboten. In Sure V ruft er seinen Anhängern zu: „O, ihr Gläubigen, fürwahr, Wein, Spiel, Bilder und Losen sind greuliche Werke des Satans. Drum bleibt von ihnen fern, auf daß es euch wohl ergehe. Der Satan will nur durch Spiel und Wein Streit und Haß unter euch stiften und will euch abbringen von der Erinnerung an Gott und vom Gebet.“⁵⁾ Im

¹⁾ Mose III Kap. 13,14.

²⁾ Wensinck, „Animismus und Dämonenglaube . . .“ in der Zeitschr. „Der Islam“. 1913.

³⁾ Koran, Sure II S. 20.

⁴⁾ Koran, Sure II S. 24. S. V S. 87.

⁵⁾ Koran, Sure V S. 87.

heißen Klima wirkt der Alkohol, wenn zuviel genossen, wie eine schwere Vergiftung. Trunkenheit hätte aber auch durch Sureit und Haß den Stammesfrieden der leicht erregbaren Südländer gestört. Endlich aber mußte der Prophet seinem Heere den Alkohol fernhalten, wenn es stets schlagfertig sein sollte, zumal in diesen Gegenden die Kämpfe meist in plötzlichen Ueberfällen (Rázus) ausgefochten werden.¹⁾

Ebenso wie den Juden ist den Mohammedanern der Genuß des Schweinefleisches und des nicht rituell Geschlachteten verboten.²⁾ So heißt es bei Mohammed, Sure II: „Seht verboten ist euch: verendetes Vieh, Blut, Schweinefleisch und das, was ohne Anrufung Gottes geschlachtet ist.“ Auch hiermit wurden heilsame Gesundheitsvorschriften in die Form strenger religiöser Gebote gekleidet, um ihre Beobachtung bindender zu machen. Die Notwendigkeit dieser Bestimmungen erklärt sich aus dem heißen Klima. In warmen Ländern wird bedeutend weniger Fleisch gegessen als bei uns, ganz besonders aber ist das Fett unbekömmlich, weil es schwer verdaulich ist. Außerdem gehen Fette leicht in Fäulnis über und selbst sorgfältig geschlachtetes Fleisch ist am nächsten Tage bereits verdorben und ungenießbar. Durch das Verbot des Schweines werden aber auch Trichinosis und Rotlauf abgewendet.³⁾ Auch die rituelle Schlachtung wurde von den Juden übernommen. Durch diese wird dem geschlachteten Tiere fast alles Blut entzogen. So lesen wir bei Mose: „Ihr sollt nichts mit Blut essen“. ⁴⁾ „Und wenn jemand vom Hause Israels oder von den Fremdlingen, die sich bei euch aufhalten, irgend Blut ißt, so richte ich mein Angesicht wider denjenigen, der Blut ißt und rotte ihn aus von seinem Volke“. ⁵⁾ Eine anerkannte Tatsache ist, daß Blut sich besonders schnell zersetzt und zur Vergiftung bei Genuß führen kann. Ein Anhänger der rituellen Schlachtung erklärt deren Bedeutung folgendermaßen: In dem Blute sind nicht nur die Stoffe enthalten, die zum Aufbau dienen, sondern auch die verbrauchten und schädlichen, die dem Körper entzogen werden sollen. Würde das Blut im Körper bleiben, so würden sich diese schädlichen Stoffe im Fleisch des geschlachteten Tieres festsetzen

¹⁾ Euting. Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien. II. S. 1 usw.

²⁾ Mose III, Kap. 11,3, 11,7.

³⁾ Baneth in Grunwald, Die Hygiene der Juden. S. 51.

⁴⁾ Mose III, Kap. 19,26.

⁵⁾ Mose III, Kap. 17,10.

und vom Menschen mit verzehrt werden.¹⁾ Deshalb ist auch Erschlagenes und Erwürgtcs verboten, vom Raubtier Zerrissenes nur dann, wenn es nicht mehr geschlachtet werden kann.²⁾ Nur Wildbret, Heuschrecken und Fische sind vom rituellen Schlachten ausgenommen, aber auch Wild darf nur genossen werden, wenn ihm rechtzeitig der Hals durchschnitten wird.

Aus der Not, die die Armut des Landes mit sich bringt, und der Notwendigkeit der festen Geschlossenheit der Stämme, die in dauernden Kämpfen leben, erklärt sich das Gesetz der Almosensteuer. Es ist dies eine pflichtmäßige Abgabe. Nach dem Gesetze sind von dem Ertragnisse der Fruchtbäume und von Körnern 10 %, von Vieh, Gold und Silber 2½ % zu entrichten. Diese Abgaben können direkt an die Armen gegeben oder von der Regierung eingezogen werden. Die Almosen sind bestimmt „für die Armen und Bedürftigen, für die, welche sich mit ihnen befassen, für die, welche ihr Herz bekehrt haben, für das Lösegeld der Gefangenen, für zahlungsunfähige Schuldner, für den Kampf für Gottes Religion und für Wanderer.“³⁾ Aber noch weitere Liebestätigkeit wird empfohlen. Fehlte die Bereitwilligkeit zum Almosenspenden, so wären in ungünstigen Jahren die Aermsten dem Hungertode ausgeliefert, oder aber Raub und Plünderung, als letzte Mittel im harten Daseinskampf, würden den Bestand der Stämme in Frage stellen. Schließlich kann man bei der dauernden Kampfbereitschaft dieser kriegerischen Steppenvölker, wo der einzelne mehr nach seiner persönlichen Tüchtigkeit als nach seinem Besitz geschätzt wird, auch gar nicht auf die große Zahl der wenig Begüterten verzichten; denn auch in diesen Kämpfen spielt die Zahl der Streiter eine Rolle. Endlich weist auch der Islam bei der Armut Arabiens immer auf die Unzulänglichkeit des Irdischen und den reichen Lohn im Jenseits hin. „Was ihr an Gut als Almosen austeilt, das dient euren Seelen zu gute. Gebt nur aus dem Verlangen, Gottes Antlitz zu sehen. Was ihr spendet, das wird euch vergolten werden, und ihr werdet nicht ungerecht behandelt werden. Die Armen, welche durch (den Kampf für) Gottes Religion abgehalten sind, können nicht im Lande herumgehen und (ihren Unterhalt suchen)“.⁴⁾ Strenge

1) Baneth in Grunwald, Die Hygiene der Juden.

2) Koran, Sure V S. 75.

3) Koran, Sure IX S. 144.

4) „ „ II S. 32.

Strafe wird dem Geizigen angedroht. „Die Geizigen und die, welche verheimlichen, was Gott ihnen von seinem Ueberfluß gegeben hat, diese Ungläubigen erwartet schmachliche Strafe“.¹⁾ „An jenem Tage sollen (diese Schätze) im Feuer der Hölle glühend gemacht und in ihre Stirn, ihre Seiten und ihre Rücken eingebrannt werden“.²⁾ Ebenso wird auch den Juden die Mildtätigkeit gegen die Armen empfohlen. Da heißt es bei Mose: „Und wenn ihr die Ernte eures Landes einerntet, so sollst du nicht das Ende deines Feldes ganz abernten und die Nachlese nicht einsammeln. Und in deinem Weinberge sollst du nicht Nachlese halten und den Abfall in deinem Weinberge nicht einsammeln; dem Armen und dem Fremdlinge sollst du es lassen. Ich bin Jehovah, euer Gott“.³⁾ Und bei Salomon heißt es: „Wer dem Armen gibt, wird keinen Mangel leiden; wer aber seine Augen schließt, ladet viele Flüche auf sich“.⁴⁾ Bekannt sind die schönen Worte, die der alte Tobias seinem Sohne auf den Lebensweg mitgibt: „Von deinem Vermögen gib Almosen, und wende nicht dein Angesicht von irgend einem Armen, denn dadurch wird es geschehen, daß auch von dir das Angesicht des Herrn sich nicht abwendet. Auf welche Weise du vermagst, so sei barmherzig Hast du viel, gib reichlich, hast du wenig, trachte auch von dem Wenigen gern mitzuteilen“ (Tobias 7—12). So war das Almosengeben bei den Juden ebenso verbreitet wie später bei den Mohammedanern. Diese Almosengebote verbunden mit der Bedürfnislosigkeit der Orientalen sind eine der Ursachen für die großen Bettlerscharen des Orients.

Die Wallfahrt.

Ein, eigentlich nur bei Nomadenvölkern verständliches, Gebot ist das der Wallfahrt zu den heiligen Stätten des Islams. „Siehe, das erste Bethaus für die Menschheit wurde in Bekka (Mekka) errichtet als Segen und Richtschnur den Völkern. In ihm geschehen deutliche Zeichen. Es ist der Ort Abrahams. Wer da hineintritt, befindet sich in Sicherheit. Zu diesem Hause hieß Gott die Menschen pilgern, wenn ihnen die Reise möglich wäre“.⁵⁾

¹⁾ Koran, Sure IV S. 59. S. LVII S. 424. S. LXIV S. 441. S. LXX S. 452, S. XC S. 477.

²⁾ „ „ IX S. 141.

³⁾ Mose III, 19/9,10.

⁴⁾ Sprüche Salomos, Kap. 28/27, Kap. 22/22,23. 14/31.

Koran, Sure III S. 44.

Diese Wallfahrten waren aber auch ein Mittel, die verschiedenen Stämme Arabiens durch die religiöse Begeisterung zu einer Einheit zusammenzuschmelzen und sie zu einer furchtbaren Macht zu machen. Oftmals sind solche Wallfahrten, die in bestimmten Monaten vorgenommen werden sollen, die Ausgangspunkte großer Eroberungszüge geworden, um im Namen Allahs die Ungläubigen zu vernichten.

In Israel finden wir ähnliche Wallfahrten. Alljährlich mußten die erwachsenen Juden zum Osterfest in Jerusalem erscheinen, wo ihr Heiligtum, der Tempel, stand. Auch diese Wanderungen sind wohl ein Rest aus der Nomadenzeit des jüdischen Volkes.

Der Heilige Krieg.

Dem kriegerischen Geist der Araber entspricht schließlich das Gebot des Heiligen Krieges. „Wenn die heiligen Monate verflossen sind, dann tötet die Götzendiener, wo ihr sie auch findet, nehmt sie gefangen, belagert sie, lauert ihnen an allen passenden Stellen auf. Aber wenn sie bereuen und die Zeit des Gebets innehalten und Almosen geben, dann laßt sie in Frieden ihres Weges ziehen“. ¹⁾ Auch die Angaben für den Kampf deuten auf die bei den Arabern beliebte Kampfesart des Ueberfalles hin. Dieser Heilige Krieg wird ihnen besonders begehrenswert wegen der reichen Beute im Diesseits und des ewigen Lohnes im Jenseits. Genaue Vorschriften über die Verteilung der Beute wurden von Mohammed erlassen, um den Streit unter seinen habgierigen Landsleuten zu verhindern. ²⁾ Der herrlichste Lohn aber erwartet die Streiter Gottes im Jenseits. Sie „werden bei Gott die höchste Stelle einnehmen. Sie sind die Glücklichen: Ihnen verkündet ihr Herr die frohe Kunde von seiner Barmherzigkeit und seinem Wohlgefallen, von Gärten, in denen ihrer dauernde Freuden warten, und in denen sie immer bleiben werden, in alle Ewigkeit. Denn wahrlich, bei Gott ist herrlicher Lohn“. ³⁾ Diese Verheißung des herrlichen, sinnlichen Lohnes im Paradiese, verbunden mit den fatalistischen Anschauungen des Islam, hat die einfachen Krieger der Wüste zu Taten begeistert, die den Zusammenbruch einer alten Kulturwelt zur Folge hatten.

¹⁾ Koran, Sure IX S. 138. Auf den hl. Krieg nehmen ferner Bezug :
S. II S. 24. S. III S. 53/54. S. IV S. 63, 66, 67. S. VIII
S. 133, 137. S. XLVII S. 395. S. LXI S. 435.

²⁾ „ „ VIII S. 133.

³⁾ „ „ XCVII S. 480/81.

Ebenso waren ursprünglich die Israeliten, ihrem Charakter als ehemaligem Steppenvolk entsprechend, ein kriegerisches Volk. Auch bei ihnen galt der Kampf gegen die Ungläubigen als gottgefälliges Werk. Ihr Gebot der Nächstenliebe erstreckte sich nur auf die Glaubensgenossen.

Noch aus manchen anderen Aeüßerungen des Korans spricht ganz der Geist der Wüste und Steppe. Das Herrenvolk kommt so recht zum Ausdruck: „Die Männer sollen höher stehen als die Weiber, dieweil Gott die einen vor den anderen ausgezeichnet hat, und weil auch die Männer mit ihrem Vermögen für die Frauen Sorge tragen müssen“.¹⁾ Ebenso soll ein männlicher Erbe „gerade soviel wie zwei weibliche erhalten“.²⁾ — Dem Geiste eines solchen Volkes trägt auch die Vielweiberei Rechnung.

Desgleichen stand auch bei den Juden das Weib unter dem Manne, wird doch schon bei Mose dem Weibe verkündet: „Er (der Mann) aber herrsche über dich“.³⁾

Fassen wir aber am Schlusse dieser Betrachtung des Islam noch einmal den Gesamteindruck zusammen, so müssen wir sagen, daß der Islam geradezu der religiöse Ausdruck der geographischen Verhältnisse seiner Heimat ist. Wenn auch einzelne Ideen des Islams von außen eingedrungen sein mögen, so haben sie doch unter dem Einfluß von Wüste und Steppe ihre besondere Gestaltung erhalten, die sie als Kinder Arabiens erscheinen lassen. So tritt uns der Islam in seiner Gesamtheit als eine Einheit entgegen, als die ausgesprochene Religion der Wüste und Steppe. Darum ist auch der Islam so untrennbar mit den Bewohnern dieser Landschaften verwachsen, weil er eben, wie *Herder* so treffend bemerkt, „ihr eigen, mit ihrem Himmel und ihrer Erde verwandt, aus ihrer Lebensart entsprossen, von Vätern und Urvätern auf sie vererbt ist“.⁴⁾

Die Bedeutung der Lage Arabiens für die Entwicklung des Islam.

Wenn wir bisher den entscheidenden Einfluß, den Wüste und Steppe auf den Islam ausübten, betrachtet haben, so dürfen wir doch bei einer vollen Würdigung des Islam, als religiösen Ausdruck der geographischen Verhältnisse seiner Heimat, nicht die

¹⁾ Koran, Sure IV S. 59.

²⁾ „ „ IV S. 55.

³⁾ Mose I, Kap. 3,16.

⁴⁾ Herder, Ideen VIII S. 79.

Bedeutung außer acht lassen, die die eigentümliche isolierte Lage Arabiens für die fast unbeeinflusste Entwicklung des Islams hatte. Ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich in diesem Lande diese ausgesprochene Steppenreligion entwickeln und durch alle Jahrhunderte in unverfälschter Reinheit erhalten konnte. Arabien, dessen landschaftlicher Charakter hauptsächlich Wüste und Steppe ist, liegt abseits von den Kulturländern. Die großen Völkerstraßen ziehen nördlich vorüber. Von den alten Kulturgebieten des Nordens ist es durch die Syrische Wüste und die Große Nefud getrennt, die wie eine Schutzmauer gegen fremde Einflüsse wirken. Die Syrische Wüste, auch Hammáda d. i. Steinige Wüste genannt, ist auf weite Strecken vollkommen vegetationslos. Noch trostloser ist der westliche Teil der Großen Nefúd, zwischen dem Wadi el Araba und dem Wadi Sirhan, der Arabien von Aegypten trennt. Nördlich und westlich von diesen Wüsten ziehen sich die besonders im Altertum viel begangenen Straßen hin, die die Verbindung zwischen Aegypten einerseits und Babylonien, Assyrien, dem Reiche der Hetiter, Lydien, Persien usw. andererseits herstellten. Aleppo, Kerbela, Palmyra und Damaskus entwickelten sich an diesen Straßen, die dann weiter nach Süden durch Palästina führten, das ein ausgesprochenes Durchgangsland war und lange Zeit den Zankapfel zwischen Aegypten und den nördlichen Staaten bildete. Arabien ist also im Norden durch breite Wüstengebiete isoliert, die besonders das Heranführen großer Heeresmassen unmöglich machen, wie es selbst noch der Weltkrieg zeigte, dem doch alle technischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts zur Verfügung standen. Dazu kam, daß die Armut des Landes mit seiner kriegerischen, über ungeheure Flächen verteilten Bevölkerung keinem Eroberer ein verlockendes Ziel bot. Obwohl Arabien bis zum Ausgange des letzten Krieges zur Türkei gehörte, bestand doch diese Zugehörigkeit nur dem Namen nach. Die Araber kümmerten sich wenig um ihren Herrn in Konstantinopel, ja standen ihm sogar feindlich gegenüber.

Auch gegen das Meer ist Arabien gleichsam mit einer Isolierschicht umgeben. Ein durchschnittlich 50 km breiter, hafenarmer Küstenstrich, der meist ebenso öde und trostlos wie die nördlichen Wüsten ist, begleitet die Meeresküste. Erst in einiger Entfernung vom Meere liegen fruchtbare Landschaften.

In diesem, fremden Einflüssen nur sehr wenig ausgesetzten Lande konnte daher auch das religiöse Denken seiner Bewohner

sich unbeeinflusst und selbständig entwickeln und damit einen Ausdruck finden, wie er so ganz den geographischen Verhältnissen des Landes entsprach.

Unter gleichen geographischen Verhältnissen entwickelte sich einige Jahrtausende früher die mosaische Religion im nördlichen Teile des Landes. Diese ist, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, eng mit dem Islam verwandt. Als aber die Israeliten die Wüstengebiete verließen und in Palästina, dieses fremden Kultureinflüssen dauernd ausgesetzte Durchgangsland einwanderten, da zeigte sich auch bald in religiöser Beziehung der fremde Einfluß. Immer und immer wieder hören wir im Alten Testamente, daß Propheten, jene strengen Wächter der Religion der Väter, aufstanden und das Volk ermahnten, alle fremden religiösen Einflüsse zurückzuweisen und treu dem alten Väterglauben zu bleiben, den sie aus der Wüste mitgebracht hatten. Ihren Bemühungen ist es zu verdanken, daß bei den Juden vor allem der monotheistische Glaube, der stärkste Ausdruck der Wüstenreligion, erhalten blieb.

Aehnliche Schicksale erlebte der Islam, als er über Arabien hinauswuchs. In Wüsten- und Steppengebieten anderer Länder fand er leichten Eingang, ist er doch eine Frucht der Steppe. Auch für die schnelle Verbreitung des Islams ist die geographische Lage Arabiens von Bedeutung, liegt es doch fast in der Mitte der weiten Wüsten- und Steppenzonen, die sich durch Nordafrika und Asien ausdehnt. Die Bewohner dieser Gebiete sind fast sämtlich Mohammedaner. Aber diese Länder lagen nicht so isoliert gegen fremde Einflüsse, wie Arabien. So kam es, daß sich unter dem Einfluß derselben bald Sekten bildeten. Doch Arabien hat infolge seiner isolierten Lage bis heute solche Versuche energisch zurückgewiesen. Von hier gingen immer wieder die Bewegungen aus, die den Islam zu seiner alten Reinheit zurückzuführen suchten, wie es z. B. auch die große Wahabitenbewegung im 18. und 19. Jahrhundert zeigte. Es ist, als ob die Wüste immer wieder ihre Religion sich regenerierte!

Der Islam in anderen als Steppengebieten.

Schlechter erging es dem Islam in Gebieten mit anderen geographischen Verhältnissen, als die Heimat sie bot. Hier hat er sich entweder überhaupt nicht behaupten können, oder aber er hat bedeutende Veränderungen durchgemacht. Meist besteht er in solchen Ländern nur noch dem Namen nach. In Abessinien

finden wir bei den Moslemin nur eine geringe Kenntnis der religiösen Pflichten, die der Islam auferlegt. Ja, sie haben sogar Gebräuche und Glaubensanschauungen, die dem Islam zuwiderlaufen.¹⁾

Nicht besser ist es mit den Mohammedanern Chinas. Sie halten zwar zusammen und betonen ihre religiöse Eigenart, sind aber gleichgültig in der Erfüllung religiöser Vorschriften.²⁾ Wichtige Verbote (wie z. B. eine nicht rechtgläubige Frau zu heiraten) werden oftmals nicht beachtet. Bemerkenswerte Nachrichten hierüber erfahren wir aus dem Bericht d'Ollone's, der über die Muslime in Jung-p'an-t'ing in der Provinz Setschuan schreibt: „Die meisten der Muslime haben tibetische Frauen geheiratet, die mit ihrer Kleidung und der Freiheit ihrer Sitten auch ihre Religion bewahren. Man errät sofort, daß die des Ehemannes nicht sehr streng ist; so haben wir festgestellt, daß Fälle von Trunksucht häufig sind, eine Erscheinung, die bei diesen Muslimen umso mehr auffällt, als sie sonst in China sehr selten ist. Die Kinder haben bald die Religion des Vaters, bald die der Mutter, bald eine glückliche Mischung . . . Ein Muslim, der uns einige Zeit begleitete, nahm, bevor er seinen Tee trank, Spenden (Libationen) an die verschiedenen Geister des Landes vor.“³⁾ Auch treiben hier viele Mohammedaner heimlich den Abnenkult, der bei den Chinesen die Grundlage ihrer Glaubensvorstellungen ist.⁴⁾ Die mohammedanische Literatur Chinas enthält mehr konfuzianische als orthodox-islamische Ideen.⁵⁾ Es wird in ihr „immer wieder betont, daß sich der Mohammedanismus keineswegs von der konfuzianischen Staatsreligion unterscheide, mit dem konfuzianischen Dogma wohl verträglich sei und eine Art Synkretismus zwischen Konfuzianismus und Buddhismus bedeute.“⁶⁾ Mit einer solchen Behauptung gibt sich aber der Islam selbst auf. Der Buddhismus, die Religion der Lebensverneinung, und der Islam, die der Lebensbejahung, sind zwei Gegensätze, so groß wie die geographischen Verschiedenheiten ihrer Geburtsstätten, das blühende Tal des Ganges und die tote Wüste Arabiens. Schon aus den geographischen Verhältnissen heraus können wir den Worten Hartmanns voll

) Enzyklopaedie des Islam von Houtsma u. a. S. 128.

2) Salz, die Moh. in China S. 341. Weltwirtsch.-Archiv 1921. Heft 3.

3) Hartmann, zur Geschichte des Islam in China, 1921 S. 1/2.

4) Hartmann, zur Geschichte des Islam in China S. 8.

5) Salz, a. a. O. S. 342.

6) Salz, a. a. O. S. 345.

zustimmen, der da schreibt: „Läßt sich auch die Zukunft des Islam in China nicht voraussagen, so läßt sich doch schon jetzt deutlich erkennen, daß ein Sieg über die anderen Religionen des Reichs und die Herrschaft der Muslime über die anderen Völker des Landes ein Fantom ist, dem nachzujagen den Muslimen selbst nur Unglück und Verderben bringt.“¹⁾

Und wie steht es mit dem Islam in Indien und auf dem Malaischen Archipel? Die vielgestaltige Natur Indiens und des Archipels mit ihren Bergen und Meeren, ihren wasserreichen Flüssen, fruchtbaren Feldern und dichten Wäldern, mit ihrer überquellenden tropischen Ueppigkeit und ihrer formen- und farbenprächtigen Tier- und Pflanzenwelt hat eine gestalten- und phantasiereiche Religion im Hinduismus entstehen lassen. Hier mußte der Islam, die Religion der Wüste, ein Fremdling bleiben. „Wohl nennen sich die meisten Eingeborenen . . . Mohammedaner; aber das ist nur ein ganz oberflächlicher Firnis, innerlich ist ihnen der Islam so fremd, daß sie kaum die einfachsten mohammedanischen Gebote beobachten.“²⁾ Ihren zahlreichen Göttern haben sie einfach unter dem Einfluß des Islam Padi Allah und Nabi Mohammed angereicht³⁾ Die Sadschira, die in West-Java wohnen, bekennen sich zwar öffentlich zum Islam, aber heimlich halten sie an ihrem alten Volksglauben fest. Bei Todesfällen „lassen sie die Seele feierlich den Allah der Mohammedaner abschwören und den Weg nach dem Wohnorte der Seelen der Vorfahren einschlagen:

„Schreite hinauf das Bett des Flusses,
steige über des Berges Nacken,
Wo die Aren-Bäume steh'n zu Hauf
und die Pinangs in einer Reihe.
Dorthin richte deine Schritte und
verwirf den Laillabglauben!“⁴⁾

In diesen Gebieten vermochte also der Islam keinen bedeutenden geistigen Einfluß auszuüben. Die alte gestaltenreiche hinduistische Gedankenwelt hat sich unter der dünnen islamischen Decke lebendig erhalten. Der Islam konnte sie nicht ersetzen, weil „die Religion der glühenden Wüste“ nicht „dem düsteren Rimba“⁵⁾ und nicht

1) Hartmann, a. a. O. S. 107.

2) Volz, Im Dämmer des Rimba, S. 31. (1921).

3) Ratzel, Völkerkunde I S. 437.

4) Tylor, Die Anfänge der Kultur II S. 60.

5) Volz a. a. O. S. 8.

den blühenden und erntereichen Tälern dieser Gegenden eignet. Wenn auch am Islam die Jahrhunderte nicht spurlos vorübergegangen sind, wenn insbesondere in den ersten Jahrhunderten der Hellenismus beeinflussend auf seine Entwicklung wirkte, so trägt er doch auch heute noch in den Ländern seiner stärksten Verbreitung den Charakter der Wüste und Steppe an sich. Das Gottesbild, wie es aus der arabischen Landschaft hervorgewachsen ist, und wie es im Koran seinen lebendigen Ausdruck findet, ist zu eng mit dem Wesen des Islam verbunden, ist zu tief in die religiösen Anschauungen seiner Anhänger eingegraben, als daß es im Laufe der Jahrhunderte eine merkliche Umbildung erfahren konnte. Und dieses Gottesbild, diese Vorstellung Allahs als einen Herrengott, als einen absoluten Herrscher, der fürstlich belohnen und furchtbar strafen kann, ist gerade das typische Gottesbild des Wüsten- und Steppenvolkes. Wohl hat in die oberen Schichten der Türkei der europäische Nationalismus seinen Einzug gehalten, aber in das Volk ist er nicht eingedrungen.

Es würde zu weit gehen, wollte man behaupten, daß alle religiösen Ideen in den geographischen Verhältnissen begründet wären. Aber eins kann wohl als sicher gelten, daß die Ausgestaltung der meisten religiösen Ideen, gleichsam ihre Formengebung, sich unter dem Einfluß der geographischen Verhältnisse vollzog, und dies umso mehr, je primitiver das Denken eines Volkes ist. Die Gottesidee z. B. finden wir überall. Wie diese aber bei einem Volke ihren Ausdruck findet, hängt von dem Vorstellungleben desselben ab, und dieses wieder ist hervorgegangen aus seiner Umwelt. Das Gottesbild bei einem kriegesischen Steppenvolk wird anders sein wie das beim Ackerbauer. Dort der kampfliebende Herr, hier der friedliebende Gott. Jedes Volk schafft seinen Gott nach seinem Ideal. Dasselbe gilt von dem Vorstellungleben im Jenseits. Die unter rauhem Klima lebenden Germanen, die besonders im Winter die Sonne entbehren mußten, träumten ihren Himmel Walhall auf lichter Höhe im steten Sonnen- glanze liegend. Mohammeds Himmel dagegen führt die Gläubigen, die im heißen Arabien unter der glühenden Sonne fast verschmachten, in die kühlen Schatten einer Oase, wo sie am stets frischen Quell ruhen können. So ist es auch erklärlich, daß die Sonne bei allen nordischen Völkern „eine weitverbreitete und tiefgehende Verehrung“ genießt. „Wo das Christentum längst eingezogen ist, bei Samojuden, Lamuten und anderen, ist Sonnen-

und Feuerverehrung der zäheste Rest des Heidentums.“¹⁾ Und die tiefe gedankenreiche Verherrlichung der Sonne und des Feuers in den Gesängen der Veda kann als Zeugnis dienen, daß dieses uralte Werk menschlichen Geistes nicht in dem unter den glühenden Strahlen der Sonne brennenden Indien, sondern in einem nördlicher gelegenen kühleren Lande, wo die Sonne als Lebensspenderin heiß ersehnt wurde, entstanden ist.

So bietet sich uns von der primitivsten Naturreligion bis zur christlichen Religion eine gewaltige Stufenleiter dar. Die Naturreligionen haften noch völlig in den natürlichen geographischen Gegebenheiten ihrer Heimat, sie stellen gewissermaßen eine religiöse Verkörperung der natürlichen Umgebung dar. Je tiefer aber der Mensch in die Natur eindringt, umso weniger rätselhaft wird sie für ihn; die Natur verliert ihre Schrecken. An die Stelle mancher Gottheit tritt nun, da sie dem Kausalitätsbedürfnis nicht mehr genügt, die richtige Naturerkenntnis.²⁾ Je größer die Denker sind, die an einem religiösen Gebäude arbeiten, um so mehr wird die Lösung der Menschheitsprobleme von einseitiger Naturbeeinflussung befreit; denn das ist doch mit das Zeichen der großen Philosophen, daß sie die Lebensprobleme aus ihrem Wesen heraus zu deuten, sich von einseitiger Beeinflussung durch die Außenwelt freizumachen suchen. Augenfällig zeigt sich uns dies bei der langen Entwicklung vom griechischen Animismus bis zur großen hellenistischen Weltanschauung.

So hat auch Christus aus den im Banne der Natur stehenden jüdischen Anschauungen die vollkommenste religiöse Form im Christentum geschaffen. Das jüdische Gottesbild, das noch ganz die Beeinflussung durch Wüste und Steppe zeigt, gestaltete er zur erhabensten und verständlichsten Form aus. Er löste gleichsam die Fesseln, die die jüdische Religion noch von der geographischen Eigenart ihrer Heimat trug, und schuf so seine Weltreligion.

Und doch sind die Beziehungen zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur so innig, daß selbst der moderne Kulturmensch sich der lebendigen Berührung nicht entziehen kann. Die Reste der alten germanischen Naturreligion leben noch heute in zahlreichen Gebräuchen und Anschauungen unseres Volkes weiter, oftmals in ein christliches Gewand gekleidet. Mit Zähig-

¹⁾ Ratzel. Völkerkunde I S. 649.

²⁾ Peschel, Völkerkunde S. 268.

keit hält überall das Volk an diesen Vorstellungen fest, und das Volk soll noch gefunden werden, „welches sich völlig vom Aberglauben, d. h. von den Ueberresten früherer Religionsschöpfungen befreit“ ¹⁾ hat. Auch der geistig Höherstehende hängt an der Naturbeseelung. Welchen Reichtum und welche Gefühlstiefe hat sie nicht gerade unserer Dichtung verliehen! Auch der moderne Mensch steht in der ihn umgebenden Natur. Verständnisvoll sucht er ihrer Stimme zu lauschen. Die alte Form der Naturbeseelung ist geblieben, ihre Bedeutung hat sich geändert. Was früher Religion und frommer Glaube war, ist jetzt in poetischer Verklärung zur Dichtung geworden.



¹⁾ Peschel, a. a. O. S. 258.

